

Der importierte Bräutigam. Roman aus dem Ghetto von Newyork.
Aus dem Englischen übersetzt

(in: Dr. Bloch's Wochenschrift, 23. Jahrgang, Ausgaben 34-44)

[Orthographie und Zeichensetzung des Originals wurden bei dieser Transkription übernommen.]

Ausgabe 34 vom 24.08.1906, S. 575f

Flora war allein in dem rückwärtigen Empfangszimmer das als Boudoir eingerichtet war. Sie saß im Schaukelstuhl neben dem Kamin und war in die Lektüre von „Klein Dorrit“ vertieft. Ihre hübsche, mädchenhafte Gestalt war in ein warmes, schmiegsames Gewand gehüllt, dessen wohlthuende Wärme im Vereine mit der interessanten Novelle sie mit dem triumphierenden Gefühl, nicht in dem draußen wütenden Sturm sein zu müssen, erfüllte.

Nach und nach brach die Dämmerung herein und ein melancholisches Grau erfüllte den Raum. Zwielflicht schlich in sichtbaren Wellen ins Zimmer. Das trübe Licht, die angenehme Wärme in dem behaglichen Raum, dazu die Stimmung des Buches versetzten Floras Gedanken in ferne Welten.

Sie war das einzige Mädchen ihres Kreises, das sich mit Dickens, Thakeray und Scott befaßte, im Gegensatz zu ihren einstigen Schulgenossinnen, deren einzige literarische Nahrung „Das Familienblatt“ und „Die Hausfrauenzeitung“ bildeten. In Floras Zimmer stand ein Pianino und eine kleine Bibliothek.

Sie war hübsch und schlank gewachsen. Ihr längliches, elfenbeinfarbiges Gesicht, von einer Fülle von nachtschwarzem Haar umrandet, war immer durch ein halb schelmisches, halb nachdenkliches Lächeln belebt. Wenn sie in ihr natürliches, herzliches Gelächter ausbrach, schienen ihre dunklen Augen flehend, klagend. Ihre Nase, die ein wenig kühn war, gab dem Ganzen ein pikantes Aussehen und stimmte zu ihrer ganzen Haltung.

Vor einem Monat hatte Flora in demselben Hause der Mottestreet, in dem sie geboren und das ihres Vaters Eigentum war, ihren zwanzigsten Geburtstag gefeiert.

Kürzlich hatte ein Heiratsvermittler zum erstenmale im Hause vorgesprochen und hatte sich über einen jungen, jüdischen Arzt in Lobeshymnen ergangen. Doch der alte Stroon hatte ihm in seiner unverblühten Art die Rede kurz abgeschnitten; er wolle sein Kind an einen gottesfürchtigen Kaufmann verheiraten, aber nicht an einen Mann, der der ungläubigen Wissenschaft angehöre und der glatt rasiert sei.

Allerdings war es Floras gemeinste Sehnsucht, die Frau eines Doktors zu werden. Doch in ihren Kreisen kam bei einer ehelichen Verbindung niemand anderer in Betracht als ein Kaufmann. Viele ihrer Freundinnen, gebürtige Amerikanerinnen, hatten Kaufleute geheiratet, einfache Bur-schen, die nicht sehr viel gelernt hatten und deren fehlerhaftes Englisch ihren Bräuten anfangs unerträglich schien. Flora konnte es sich nicht vorstellen, daß auch sie so einen Mann heiraten solle. Sie hatte sich daran gewöhnt, ihre Umgebung als Hintergrund zur Erhöhung ihrer eigenen Persönlichkeit zu betrachten. Und sie sehnte sich nach einer feineren Atmosphäre, als es ihre gegenwärtige war, das ihr vorschwebende Ideal war ein amerikanischer Gentleman, wie man sie nur im oberen Stadtteil sah.

Als das Wort „Doktor“ dem Munde des Heiratsvermittlers entschlüpft war, griff es Flora mit Wonne auf. Zu jener Zeit – anfangs der Achtziger-Jahre – war eine solche Heirat im New-Yorker Ghetto etwas ganz ungewöhnliches.

Flora stellte sich einen glattrasierten, jungen Gentleman vor, der eine goldene Brille trug und in einem eleganten Buggy fuhr. Dieses Bild hatte sich bei Flora zu einer fixen Idee herausgebildet. „Ich werde nur einen Doktor heiraten“, sagte sie in gewähltem Englisch. Sie vermied es sorgsam, grammatikalische Fehler zu machen, „das würde sich für eine Doktorsfrau nicht schicken“.

Doch wie wird es ihr gelingen, den Widerstand des Vaters zu besiegen? Asriel Stroon war niemals der Mann gewesen, der nachgegeben hat. Aber Flora war ihres Vaters Tochter und sie konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß ihr Entschluß früher oder später zur Ausführung gelangen müsse. Floras Gedanken schwebten gerade in dieser Richtung, als sie ihres Vaters Stimme im unteren Speisezimmer hörte. Heute hatte er Fahrzeit nach seinem Vater. In früheren Jahren hatte er sich damit begnügt, an diesem Tage im Bethaus das Kaddischgebet verrichten zu lassen. Heute aber hatte er den Tag fastend und betend verbracht, hatte eine Kerze im Tempel anzünden lassen und für den Verstorbenen Kaddisch sagen lassen. Es beunruhigte Flora, ihren alten Vater den ganzen Tag fastend zu wissen, und froh darüber, seine Stimme zu hören, lief sie schnell mit ihrem Buch in der Hand zu ihm.

„Kommst Du gerade aus dem Tempel, Vater?“ frug sie ihn voll Zärtlichkeit in englischer Sprache. „Ist das Fasten abgetan?“

„Es ist nicht so leicht mit Ihm abgetan, Tochter,“ gab er auch Jüdisch zurück und blickte zum Himmel hinan. „Man kann Ihm nicht genug dienen.“

„Beeile Dich, Tamara,“ rief sie dann in der Richtung der Küche.

„Du wirst doch heute abends nicht mehr Tefillim legen, Papa?“

„Warum nicht? Kosten es Dich zu viel?“

„Ja, es kostet – Deine Gesundheit. Du bist schwach und hast schon genug gebetet.“

„O, man kann nie genug beten. Es ist nicht wie mit Erdäpfelsuppe, von der kann man bald genug haben.“

„Tamara, ist es jetzt an der Zeit, das Fasten zu beenden?“ fragte er nach längerer Weile.

„Sie können Ihre Hände schon waschen. Das Nachtmahl ist fertig“, erklang die sympathische Stimme der Haushälterin.

Der alte Stroon legte seinen braunen Hut ab und bedeckte seinen Kopf mit einem Sammtkappchen. Als sich seine robuste, mittelgroße Gestalt in die Küche bewegte, um die Waschung vorzunehmen, nahm sein rotwangiges Gesicht einen frommen Ausdruck an.

Als das Nachtessen beendet war und Asriel und Tamara das Abendgebet verrichtet hatten, nahm Flora ihre Novelle zur Hand, um sie zu Ende zu lesen.

„Fort mit dem ungläubigen Zeug während des Gebetes,“ schrie der alte Mann zornig.

Flora gehorchte bestürzt. Sie hatte sich an seine neuen Gewohnheiten gewöhnen müssen, aber so streng war er bis nun nicht mit ihr verfahren und sie fand es unerträglich.

„Sie können das Buch später lesen, die Weisheit läuft Ihnen nicht davon,“ sagte Tamara mit Ironie.

Tamara war eine Witwe im Alter von etwas vierzig Jahren. Sie und ihr verstorbener Gatte waren im ganzen Ghetto wegen ihrer Frömmigkeit bekannt gewesen, und deßhalb wie auch ihrer Kochkunst halber hatte Asriel sie als Haushälterin aufgenommen.

Asriel intonierte dann in dröhnenden Tönen ein Dankgebet. Immer stärker und stärker wurde seine Stimme und Tamara begleitete ihn flüsternd und neigte ihren perückenbedeckten Kopf kummervoll.

Flora war beim Anblick dieser Szene tiefbewegt; sie sah zu mit jener mitfühlenden Sympathie, wie sie Christen empfinden, wenn sie etwa am Versöhnungstag die Synagoge besuchen.

Endlich erstarben die feierlichen Töne zu einem leisen Gemurmel. Stille senkte sich über das kleine Zimmer. Die Feier schien zu Ende.

„Flora,“ sagte Stroon plötzlich. „Ich bin entschlossen, nach Europa zu reisen.“

„Nach Europa? Ist es möglich, meinst Du es ernst?“

„Ich werde die Reise nach Peßach antreten. Ich muß meine Heimat, Prawly, wiedersehen.“

„Aber Du warst ja seit vierzig Jahren nicht mehr dort. Du erinnerst dich ja kaum mehr, Du wirst dich dort nicht auskennen.“

„Ich mich dort nicht auskennen? In Prawly? Besser wie in der Mottestreet, besser wie auf meiner Nase. Ich bin dort geboren, Tochter,“ sagte er und strich über ihre Haare.

Er war selten so zärtlich mit ihr und sie war ganz gerührt darüber. Es war ihr schon im Vorhinein bange nach ihm.

Tamara war über Asriels beabsichtigte Reise erstaunt. „Werdet ihr wirklich reisen?“ frug sie.

„Was wirst Du dort tun?“ frug Flora dann mangels anderer Argumente.

„Das macht nichts, mein Kind. Ich muß ja nicht zu Fuß hingehen.“

„Aber die russische Polizei wird Dir Schwierigkeiten bereiten.“

„Der Kern einer hohlen Nuß?“ erwiderte Asriel. Flora hatte sich so an seine Methaphern gewöhnt, und wunderte sich stets von neuem, wie ihm so etwas einfalle.

„Gib einem trefenen Gendarmen eine koschere Münze und er wird sich sofort ehrfuchtsvoll verbeugen. Es lebe der amerikanische Rubel,“ sagte Asriel.

Sie blickte ihn noch immer erstaunt an und sagte schließlich: „Ich hoffe, Vater, Ihr überlegt es Euch noch.“

„Tamara, reiche mir das Gebetbuch,“ gab der alte Mann brummig zurück.

Als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, frug Tamara: „Und Flora, werdet Ihr sie auf die Reise mitnehmen?“

„Wozu? Damit sie sich über unsere dortigen Gebräuche belustige, und man sie „goisches Mädchen“ schimpfen soll? Sie kann hier bleiben und das Haus beaufsichtigen. Ich habe sie, als ich in Prawly war, nicht gekannt und ich sie auch jetzt nicht dort haben. Ich will mich dort fühlen, wie ich mich einstens dort gefühlt habe. Ich muß die Gräber meiner Eltern wiedersehen, mein Herz verlangt danach,“ sagte er im ernstesten Ton und wandte sich dann den Psalmen zu.

II. Kapitel.

Seitdem Asriel Stroon sich von seinen Geschäften zurückgezogen hatte, ängstigten ihn Todesgedanken. Früher hatte er niemals Zeit gehabt, sich solchen Gedanken hinzugeben. Sein Mehl-

handel, seine Bäckerei, seine sonstigen Geschäfte hatten ihn so in Anspruch genommen, daß er an nichts anderes denken konnte. Damals war es nie vorgekommen, daß er an Wochentagen ins Bethaus gekommen wäre. Und selbst an Sabbathen, wenn er, in seinen Talles eingehüllt, seinen Sitz am Bast Wall eingenommen hatte, verbrachte er die meiste Zeit im Halbschlaf und nickte unbewußt zu des Kantors Improvisationen; oder er hatte schwere innere Kämpfe zu bestehen, um das Mehl seinen Gedanken fern zu halten, denen es anhaftete wie seinem langen Sabbathrock.

Eines Tages war ein neuer Rabbiner angelangt und hatte die Predigt gehalten. Das war zu der Zeit, als Asriel es für gut befunden hatte, seinen Mehlhandel zu verkaufen und sich von den Geschäften zurückzuziehen. Der neue Rabbiner sprach über das Leben der Bösen nach ihrem Tode. Als Asriel dies hörte, fiel es ihm plötzlich schwer auf die Seele, daß er alt und schwach sei. „Ich bin der Sünden so voll, wie eine Melone an Körnern,“ sagte er sich, als er aus der Synagoge schritt. „Du mußt darauf gefaßt sein, abberufen zu werden,“ hatte der Prediger gesagt. Leider war er immer so mit irdischen Dingen beschäftigt gewesen, daß er solchen Taten, die ihm ein Anrecht auf das zukünftige Leben gesichert hätten, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Und während seine Wertpapiere sicher zwischen den Wänden eines eisernen Schrankes ruhten, war seine Seele den Flammen des Scheol ausgesetzt.

Mit einemale fing er an, sich wieder Pejes und einen langen Bart wachsen zu lassen, und sein Herz, das sich nach den alten Geschäften sehnte und sich über die begangenen Sünden quälte, riet ihm, seine Mußestunden mit Gebeten und Psalmen zu verbringen.

Wie herrlich war es, einen Abschnitt nach dem anderen in der Bibel zu lesen! Und wie gerne erinnerte er sich an den Sing-Sang in seinem Vaterhause – vor vierzig Jahren. Asriel Stroon verstand zwar nicht die Bedeutung der Worte, die er so emsig sang; in seiner Jugend war er kaum mit dem Lesen des Pentateuch fertig geworden, als ihn schon sein Vater zum Flachsspinnen in Anspruch nahm. Aber die Melodie der heiligen Worte, die ererbte Betonung und das Bewußtsein, daß es Psalmen sind, brachten es mit sich, daß ihm jedes Wort wie Zucker vorkam. So hatte er es seiner Haushälterin beschrieben.

Asriel Stroon wurde mit jedem Tag frömmer und gottesfürchtiger. Es wurden Gefühle in ihm wach, die ihm seit drei Jahrzehnten fremd waren. Er litt auch an starkem Heimweh.

Es waren fünfunddreißig Jahre vergangen, daß er seine Vaterstadt verlassen hatte und in dem Wirbel des amerikanischen Lebens hatte er seit dreißig Jahren kaum mehr an Prawly gedacht. Jetzt im 58. Lebensjahre begann er plötzlich Sehnsucht nach seiner Vaterstadt zu empfinden.

War es das Feuer seines erwachten religiösen Gewissens, das die unterbrochene Kette der Erinnerungen wieder vereinte? So viele wahrhaft fromme Menschen Asriel auch in Amerika antraf, ihm schien die echte Frömmigkeit und der Begriff des echten Judentums unzertrennlich von Prawly. Während seines ganzen Lebens hatte er das Gefühl nicht los werden können, daß die amerikanische Frömmigkeit sich ebenso von der echten Frömmigkeit unterscheidet, wie der amerikanisch zubereitete Fisch und die amerikanisch gesäuerten Gurken sich von den heimatlichen unterscheiden. Trotz seiner großen Begeisterung für Amerika fand er doch, daß diese beiden Artikel unstreitbar besser in der Heimat schmeckten.

(Fortsetzung folgt.)

III. Kapitel.

An einem herrlich schönen Maientag fuhr Asriel Stroon auf einem bäuerlichen Fuhrwerk die Landstraße nach Prawly entlang. Er schien teilnahmslos auf die endlose Reihe von Weidenbäumen zu blicken, die Tätigkeit seiner Sinne schien unterbrochen.

Plötzlich brachte ein frischer Luftzug ihn wieder zu sich und er fing an zu sehen, und er sah eine blumige Wiese und er hörte das Zwitschern der Vögel. Er erkannte die gelben Flecken auf der Wiese als Löwenzahn und Butterblumen und erinnerte sich, daß seine Mutter, die den Namen dieser Blumen nicht kannte, sie Tzatzkes nannte. Seit fünfunddreißig Jahren hatte er diesen Namen nicht gebraucht und jetzt erinnerte er sich plötzlich wieder dieses Ausdruckes. Und es kam ihm vor, als ob das Zirpen nicht von den Grillen, sondern von der Bewegung der Blumen herrühre.

Seine Seele jauchzte. Er schloß die Augen und überließ sich der angenehmen Liebkosung des Windes. Seine Sinne verwirrten sich. Er empfand mit einemmal den köstlichen Duft, er vernahm himmlische Töne, eine herrliche Symphonie von Farben und Tönen wirkte auf ihn ein. „Verdienst du das, alter Sünder,“ sagte er zu sich. „Doch still.“

Mit aufmerksam gespannter Neugierde blickte er um sich, zuerst sah er einen gigantischen Brunnenschwengel hoch in der Luft befestigt und dann wanderte sein Blick weiter in die Landschaft. Die Wälder ringsherum schienen ihm wie ein schwarzer Rahmen. Leichte Wölkchen lagerten auf den Bergen. Dort in der Ferne erglänzte ein weißer Silberstreif. Ist es ein Wasser? Asriels Augen blickten wie festgebannt, tausend Erinnerungen stürmen auf ihn ein. Als Asriel das erste Jahr in Amerika weilte, waren alle diese Dinge seinen Träumen vorgeschwebt, wenn er sich der süßen Qual des Heimwehs überließ. Wie ein Traum kam ihm alles vor, die Schatten von fünfunddreißig Jahren waren mit einemmal verschwunden.

Asriel startete in feierlicher Stimmung vor sich hin. Der Himmel senkte sich, ein unendlicher mit Melodie erfüllter Raum; das Geräusch des bäuerlichen Wagens bildete eine eigenartige Begleitung zu der ganzen Stimmung, zu allem, zu jedem Farbenfleck, zu jedem Ton in der Landschaft.

Er empfand einen Augenblick lang, als ob er sich in eine andere Welt verirrt hätte. Dann begann er, an seiner eigenen Identität zu zweifeln. „Wer bin ich?“ frug er sich selbst. Und er öffnete und schloß seine Hände, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen.

„Bist du wirklich am Leben?“ frug er sich dann. Mit einemmal erinnerte er sich an Floras Photographie, die er in der Brusttasche trug und er nahm sie heraus und betrachtete sie lange.

Der Wagen bog in eine Seitenstraße ein und der polnische Bauer beugte sich nach vorne und peitschte das Tier zu einer rascheren Gangart auf. Am Horizont erhob sich etwas Graues und trübe Flecken stiegen am Himmel auf. Der Wagen rollte abwärts. Asriel war aufgeregt. Er hatte das Gefühl, am Vorabend eines großen Ereignisses zu stehen. Er wußte nicht warum.

Der Wagen kam nur langsam vorwärts. Asriel war ganz verwirrt. Plötzlich – o Herr des Himmels, was erglänzte hier? Wie hieß dieser Bach? „Heißt er nicht Repka?“ frug er den Kutscher.

„Repka,“ antwortete dieser, ohne sich umzuwenden.

„Repka,“ wiederholte er und ein schmerzliches Gefühl beschlich ihn. Wer hat ihn da beim Baden einmal schlagen wollen? Auf der anderen Seite war es, wo ihm sein Vater nachgejagt war, weil er während der zehn Bußetage zu baden gewagt hat. Er war dabei gefallen und hatte sich

damals eine blutige Schramme geschlagen, deren Spuren er noch trug. Und Asriel freute sich, die Schramme berühren zu können. Dann gedachte er seiner alten Bekannten. Er würde sicherlich jeden gleich erkennen. Aber ob sie noch alle am Leben waren? Diese Frage quälte ihn.

Asriel richtete seine Augen in die Ferne. Doch halt. Rauch kräuselt sich dort zum Himmel hinauf. Seine Seele überfließt, Schluchzen erstickt seine Brust. „Höre,“ wendet er sich an den Kutscher. „Sluchaj,“ sagt er in jauchzendem Ton auf Polnisch. Dann nennt er ihm die umgebenden Plätze und das Zustimmung des dummen Kutschers dringt ihm in die innerste Seele hinein. Asriel wendet sich hin und her. Seine Ungeduld hat den höchsten Grad erreicht, am liebsten wäre er aus dem Wagen herausgesprungen.

In der Ferne sieht man planlose Häuserreihen auftauchen. Sein Herz hüpfte vor Freude. Asriel erkennt jetzt die katholische Kirche. Und weiter entfernt von den übrigen Häusern, was ist das für ein Haus? Ach, das ist der Palast des Edelmannes. Und wie heißt er nur, dieser Adelige? Und da ist eine Mühle, ach, dieselbe Mühle. Und er glaubt, ohnmächtig zu werden.

Endlich beruhigte sich Asriel ein wenig. Ein halbe Stunde später hielt er Einzug in seiner Vaterstadt. Eine feierliche Stimmung hatte sich seiner bemächtigt.

Der Ort hatte sich wenig verändert, das sah er sofort. Jedes Plätzchen schien ihn zu begrüßen und seine Erwiderung für alle diese Grüße war ein wortloses Schweigen. Er sah Dinge wieder, die seinem Gedächtnis schon entschwunden waren, und der Anblick dieser ergriff ihn mehr, als jener, die er zu sehen erwartet hatte. Doch in mancher Beziehung fühlte er sich enttäuscht. War das die Synagogengasse? Es waren noch immer so viele Pfützen auf der Gasse wie ehemals. Da war eine Allee, deren er sich auch noch ganz gut erinnerte. Nur schien sie ihm jetzt eine andere Richtung zu haben. Was früher die Breite war, ging jetzt in die Länge.

Und da war Leiser Poisers Gasthaus. Aber wie auffällig es geworden war! Asriels Herz empfand einen Schmerz wie beim Anblick eines vorzeitig gealterten Freundes. Dort sah er ein Haus, in dem er gar oft gewohnt und an dessen Zimmer er sich noch erinnerte. Und da war ja der Marktplatz und die Kirche mit dem Pfarrhaus daneben. Die spärliche Reihe der Hütten am Flußufer, die Holzbrücke, die Gerberei – alles wie er es verlassen. Und trotzdem hatten die Gegenstände etwas Fremdes an sich. Es war das alte Prawly und war es nicht. Oder vielmehr, es war das liebe, alte Prawly und es war etwas dazu gekommen, was Asriel jetzt anstarrte. Es waren die fünfunddreißig Jahre, die über der Stadt lagerten.

Asriel Stroon empfand wie Asrielke „Dreizehn“ empfunden hatte. Das war der Spottname seiner Knabenzeit gewesen. Doch jetzt erinnerte er sich wieder, daß er Hausbesitzer der Mottestreet sei, und er war nun der Fremde in seiner Vaterstadt. Ha, er hätte ja alles kaufen können, was da zu sehen war! Er könnte alle reichen Männer dieses Ortes in den Schatten stellen! Und er erinnerte sich, daß es eine Zeit gab, wo er der Aermste dieses Städtchens gewesen. Das war ein Triumph! He! Wo sind Eure Mächtigen von jener Zeit? Zora Latotzky, Reb Lippe, Reb Nochum? Ob sie wohl noch am Leben sind? Fünfunddreißig Jahre sind es her, daß Asriel es als eine Ehre betrachtet hatte, ihnen am Laubhüttenfest den Palmenzweig zu reichen. Und jetzt?! Heraus mit Euren Börsen, Ihr Stolzen, messet Euer Vermögen mit dem Asriels, des Hechlers, wenn Ihr es wagen könntet. Sein Herz schwoll frohlockend. Ach und doch! Der Teufel hol's, etwas nagte und schmerzte Asriels Herz. Er blickte Prawly an und seine Seele trauert um Prawly, um das vor fünfunddreißig

Jahren, in dem er bekannt war als ein übermütiger, streitsüchtiger Handwerker, als ein armer Teufel, der von Schwarzbrot und Hering lebte.

Mit den bekannten Menschen aus seiner Jugendzeit ging es ihm etwas anders, als mit dem leblosen Prawly. Wenn er mit ihnen sprach, erinnerte er sich und es waren manche jüngere Leute da, in deren Gesichtern er ihre Eltern erkannte. Aber manches Gesicht war schwer zu erkennen.

„Schmulke!“ schrie er plötzlich auf, als er eines alten Mannes ansichtig wurde, den er erst vor einigen Monaten gesehen zu haben glaubte. Aber Schmulke war nicht mehr der fröhliche, junge Bursche von ehemals. Er hatte einen weißen Bart und sah verfallen aus. Aber wie stark Asriels Herz klopfte! Die fieberhafte Tätigkeit, die er während der fünfunddreißig Jahre, da er nicht in seiner Heimat war, entwickelte, hatte ihn gegen den Schritt der Zeit unempfindlich gemacht. Kürzlich hatte er zu seinem Erstaunen gehört, daß die Worte „alter Mann“ auf ihn angewendet wurden. Aber damals war ihm die schreckliche Tatsache nicht mit so grausamer Klarheit, nicht mit so überzeugender Kraft vor Augen getreten, wie jetzt durch Schmulkes Anblick. Und Schmulke ward ihm zum Spiegel.

„Schmulke, Engel des Todes!“ rief er aus (es war im unwillkürlich dessen Spottname in Erinnerung gekommen) und sank dem einstigen Jugendfreund um den Hals.

Schmulke war verlegen. Es war ihm der längst vergessene Spitzname jetzt unangenehm und er hätte sich von dieser Umarmung am liebsten befreit; aber Asriel war der Stärkere von beiden und er hörte nicht auf, ihn an sich zu drücken, ihn zu umarmen, zu liebkosen.

Dann erblickte er Tante Sarah Rachel, die Asriel als nicht mehr junge, doch tätige, kluge Geschäftsfrau verlassen hatte und die er nun als einen alten Beinerhaufen und kindisch geworden wiederfand.

„Kennt Ihr mich denn nicht mehr, Tante?“ fragte er sie.

Sie antwortete ihm nicht und bewegte nur murmelnd die Lippen. „Ist es denn möglich, daß Ihr Asrielke nicht mehr erkennt, Asriel, der Euch so oft Weintrauben aus dem Laden gestohlen hat?“

„Sie versteht überhaupt nichts mehr,“ flüsterte Asriel voll Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 36 vom 07.09.1906, S. 607ff

IV. Kapitel.

Es war Sabbat. Der erste Sabbat, seit Asriel in dem Städtchen zu Besuch weilte, und der Tag war ganz danach angetan, in dem friedlichen Städtchen ein unvergeßlicher Tag zu werden.

In der Synagoge, beim Morgengottesdienst war Asriel nicht der einzige Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Die Blicke, die durch die Guckfenster der Frauenabteilung kamen, waren durch einen viel jüngeren Gast aus einem Dörfchen der Umgebung magnetisch angezogen. Reb Lippe, der reichste Mann des Ortes, war nämlich gerade im Begriffe, seine Tochter an einen Illui (ein Wunder an Talmud-Gelehrsamkeit) zu verloben, und dieser junge Mann war es, auf den die versammelte Gemeinde voll Neugierde blickte. Und Reb Lippe war mit ihm gekommen, um mit ihm zu prahlen und die Mitgift von 25.000 Rubeln wollte er vor der Gemeinde ausstellen.

Der Bräutigam galt, trotzdem er erst 19 Jahre alt war, als ein Wunder an Scharfsinn und Gedächtniskraft. Keiner der feinen Rabbinerköpfe der ganzen Umgebung hätte es mit ihm aufge-

nommen; sagte man doch von ihm, daß er einige tausend talmudistischer Folios auswendig wisse, sozusagen im kleinen Finger habe. Das heißt, wenn man den Finger auf ein Wort einer beliebigen Seite eines Bandes gelegt hätte, so hätte dieser gelehrte Wunderknabe sicherlich das Wort gewußt. Da wir noch die Bekanntschaft dieses Jünglings pflegen müssen, so sei erwähnt, daß sein Aussehen ein knabenhaftes war und daß sein bleiches, blauäugiges Gesicht das beste Pendant zu dem bekannten semitischen Porträt Lord Byrons gewesen wäre. Seine Bewunderer beklagten nur seinen Mangel an Gelassenheit. Während er in Prawly zu Besuch weilte, soll er sich damit belustigt haben, einem Schwein Schnupftabak verabreicht zu haben; auch hatte er mit viel jüngeren Burschen ein Wettrennen veranstaltet.

Seine Verlobung mit Reb Lippes Tochter war jedoch noch der Gegenstand von Unterhandlungen und man munkelte in der Stadt, daß noch ernste Hindernisse beständen. Die Verwandten dieses Wunders an Gelehrsamkeit hatten wohl an Reb Lippes Stammbaum nichts auszusetzen, auch waren sie mit dessen sozialem Rang einverstanden, aber sie glaubten, daß ihr Knabe in eine noch wohlhabendere Familie einheiraten könnte, daß er auch ein hübscheres Mädchen bekommen sollte. Nichtsdestoweniger tat Reb Lippe im Tempel, als ob die Verlobung eine beschlossene Sache sei und er behielt den Jüngling an seiner Seite, seinen Sitz neben dem des Rabbiners, der nächst der heiligen Lade gelegen war.

Asriel hatte man als einen Fremden, der wegen seines Reichtums hochgeschätzt wurde, auch einen Ehrensitz auf der anderen Seite der Gesetzeslade angewiesen. Ehe er sein Vaterland verlassen, hatte er im Tempel seinen Sitz neben der Tür eingenommen – ein Umstand, der Reb Lippe noch frisch in Erinnerung war. Reb Lippe war erbost, daß die Aufmerksamkeit von dem Wunderknaben und dessen Käufer abgelenkt wurde. Zwar war Reb Lippe ein zu stolzer Mann, als daß er einen simplen Farmer viel Aufmerksamkeit geschenkt hätte – möge dieser noch so viel amerikanisches Gold für seinen Vorrang spenden. Als jedoch der Vorsteher den Vorschlag machte, daß man dem Amerikaner die Verlesung des dritten Abschnittes aus dem Pentateuch (Schelischi) überlassen solle – die höchste Ehre, mit dem Lesen der Gesetze verbunden (und wofür der Nabob sicherlich eine schöne Spende für den Tempel gegeben hätte) – verwandelte sich die scheinbare Ruhe Reb Lippes in Zorn.

„Lasset Schelischi zur Versteigerung gelangen,“ stieß er hervor.

Es war dies ein seltener Vorgang an einem gewöhnlichen Sabbat. Aber Reb Lippes Willen war Gesetz; so entscheidend und unwiderstehlich wie das Gesetz Moses, mit dem es jetzt verwickelt war. Und so wurden die Anwesenden in einen Geldkampf verwickelt.

„Fünf Rubel zum Dritten!“ schrie der verrunzelte, kleine Tempeldiener in dem gewöhnlichen Sing-Sang, der so gut zu seinem schwarzen Bart paßte, vom Lesepult aus. Eigentlich ist eine geschäftliche Verhandlung an einem Samstag nicht gestattet, auch sogar, wenn das Gotteshaus allein den Nutzen aus dieser davon trägt.

„Sechs Rubel zum Dritten!“ kam es als Deutung eines finsternen Blickes von Reb Lippe.

Ein verächtliches Aufwerfen von Asriels Kopf wurde so gedeutet, daß man noch einen Rubel zu der Summe warf. Zwei andere Mitglieder gaben dem Auktionär Zeichen und über seiner Aufgabe wärmer werdend, rief er mit Lust: „Acht Rubel zum Dritten!“

Dann kam es rasch: „Neun Rubel zum Dritten! Elf, wölf, dreizehn, vierzehn Rubel zum Dritten!“

Die anderen Beteiligten fiel einer nach dem anderen ab und als die Summe sechzig Gulden erreicht hatte, war das Feld Reb Lippe und Asriel allein überlassen.

Die Gemeinde war wie gebannt. Einige gafften mit offenem Mund, andere mit einfältigem Augenaufreißen und neugierigem Staunen, aber alle mit gespanntem Interesse in den Augen. Man reckte seinen Hals in der Richtung der beiden Kämpfenden.

Der Illui hatte sich von seinem Sitz auf einen anderen Platz begeben, von dem aus er das Ganze besser beobachten konnte. Sein Onkel winkte ihn wiederholt zurück, aber die Sache interessierte ihn zu sehr, und der Fortschritt der Auktion war ihm jetzt das Wichtigste.

„Siebzig Rubel zum Dritten!“ Einundsiebzig, Zweiundsiebzig, dreiundsiebzig, 4, 5, 6, 7, 8, neunundsiebzig Rubel zum Dritten!“

Das Scharmützel wurde heiß und heißer. Man muß gestehen, daß, soweit man bei der lautlosen Anteilnahme urteilen konnte, Asriel gegen seinen Gegner im Vorteil war, denn selbst die zuverlässigsten Anhänger Reb Lippes freuten sich zu sehen, daß es noch reichere Leute als er auf der Welt gäbe.

Auch die Frauen nahmen an der Aufregung teil. Die wenigen Glücklichen, die das Fenster mit funkelnden Augen besetzt hielten, statteten an die anderen Bericht ab und riefen große Aufregung mit ihren Schilderungen hervor. Das ganze glich einem Kampfe.

Der dritte Abschnitt brachte gerade achtundachtzig Rubel. Asriel war überzeugt, daß er das letzte Angebot behalten werde und daß die Ehre und die gute Tat ihm gehören werden. Als es jedoch zum Lesen kam und der dritte Abschnitt an der Reihe war, wurde Reb Lippes Name aufgerufen.

Asriel war verblüfft.

„Halt! So geht das nicht!“ donnerte er und fühlte sich plötzlich als amerikanischer Bürger. „Ich habe es gekauft und somit gehört es mir.“

Sein Gesicht war feuerrot und seine Augen brannten.

Gemurmel erhob sich im Saale. Alle Lesepulte wurden aufgestellt und Reb Lippe begab sich im Glanze seines mit Goldspitzen besetzten Bettuches und dem fließenden Silber seines langen Bartes zu der Lesestelle hin und hatte die Empfindung, als ob der Ausbruch gegen Asriel nur eine Huldigung für ihn selbst bedeuten würde. Er hatte in seinem Gesichte die Schlaueit eines Fuchses, die Eitelkeit eines Pfaues und die Sentimentalität einer Frau ausgeprägt. Viele der Anwesenden billigten diesen Vorgang nicht, aber das imponierende Auftreten Reb Lippes beeinflusste sie zu sehr, als daß sie es gewagt hätten, ihrer Meinung Ausdruck zu geben. Nur der Illui sprach seine Ansicht aus.

„Warum, ich denke der andere Mann war der Letzte, der angeboten hat; krank soll ich werden, wenn er es nicht war,“ sagte das *Enfant terrible* mit vernehmbarer Stimme, trotzdem ihm sein Onkel unaufhörlich zurief: „Still! Still! Still!“

„Wird es wirklich er sein?“ frug Asriel und schlug alle Oppositionen mit seiner Stimme nieder.

„Melket eine andere Ziege! Mir werdet Ihr diesen Streich nicht spielen! Ich hatte das letzte Angebot. Pah! ich kann hundert, zweihundert, fünfhundert geben. Ich kann ganz Prawly kaufen, wenn es mir belieben möchte, und Reb Lippe und seine Goldspitze dazu und alles.“ Er machte eine hef-

tige Bewegung gegen jene Stelle hin, als ob er durch Gewalt den dritten Abschnitt an sich reißen wollte. Aber der, welcher diesen Ausfall hervorgerufen hatte, hielt ihn zurück.

„Ist das hier ein Marktplatz?“ schrie der zweite Vorsteher mit sichtlicher Entrüstung.

„Schließt diesem Eingewanderten den Mund!“ rief ein anderer im Zorn.

„Hinaus mit ihm,“ gellte ein dritter.

„Wenn er sich an einem heiligen Orte nicht benehmen kann, so soll er in Amerika bleiben,“ sagte wieder ein anderer.

Aber dieses Wort hatte die beste Wirkung. Es erinnerte Asriel daran, daß er ein Fremder hier sei.

Im selben Augenblicke sah er das leidende Gesicht des alten Rabbi neben sich, der ihn beim Arm nahm und ihn bat, den Sabbat nicht zu stören.

Ob nun der Irrtum auf Seite Asriels war oder auf jener des Auktionärs, oder ob absichtlich ein falsches Spiel getrieben worden war, ist unbekannt. Aber Asriel gab nach und setzte sich auf das Pult, um den Rest der Verlesung des Pentateuch anzuhören. Doch der Sturm der Rache wütete in seinem Innern und nahm ihn zu sehr gefangen, als daß er die Verlesung hätte verfolgen können.

Der leichte Erfolg seiner Ermahnung veranlaßte den Rabbi, zu Asriel zurückzugehen.

„Ich kannte Deinen Vater, Friede über ihn. Er war ein rechtschaffener Jude,“ sagte er zu Asriel mit zitternder Stimme. „Gehorche mir, mein Sohn, ersteige die Stelle und leiste der Gemeinde eine öffentliche Abbitte. Der Allerhöchste, gesegnet sei er, wird Euch helfen.“

Des Rabbis Bitte rührte Asriel zu Tränen und erfüllt von tiefer Demut begab er sich auf die Kanzel und sagte in seiner ungezwungenen, schroffen Art:

„Nehmet es mir nicht übel! Ich hatte nicht die Absicht, jemanden zu beleidigen, obgleich dieses Vorgehen nicht richtig war. Ich spende zweihundert Rubel. Und lasset den Kantor „Gott ist voll Gnade“ (*El mole rachmim*) singen.

Es war eine ganz neue Art Beisteuern anzukündigen und die Entschuldigungsrede übte eine halb ärgerliche, halb amüsante Wirkung auf die Andächtigen aus, aber die Größe der gespendeten Summe brachte allen Zorn und alle feindlichen Gefühle zum Schweigen.

Als die Verlesung beendet war und die Rollen zurückgebracht wurden, nahm der Kantor seinen Platz auf dem Omed ein und sang ein eiliges Halb-Kadisch. Und saget „Amen“ schloß er kurz und verfiel mit allen Zuhörern in ein plötzliches Stillschweigen. Mit tief herabgeneigten Köpfen und den Körper hin und herneigend, einige mit gut gespielter Ehrfurcht, die anderen voll religiöser Inbrunst, sangen diese zwei bis dreihundert Männer einen Chorus, das feierliche Gebet des Mussaff. Hie und da hörte man einen Seufzer aus dem monotonen Gemurmeln heraus; einige Hände fuhren in einem Ausbruch der Ekstase die Höhe, Schluchzen war aus einem Winkel zu vernehmen und ein klägliches Gemurmeln aus der Frauenabteilung ertönte. Der Wunderknabe bewegte mit geschlossenen Augen und ungeheuchelter Verzückung seine Lippen im Gebete, als ob er nicht wagen würde, die Heiligen Worte laut auszusprechen. Asriel neigte seinen Körper hin und her. Sein Gesicht hatte einen tief zerknirschten Ausdruck. Sein dünner Bart bewegte sich komisch zu seiner flüsternden Intonation. Er wußte nicht, was seine Lippen sprachen, aber seine Seele ergoß sich vor dem Himmel, sein Herz brach und ein zurückhaltendes Schluchzen löste seine Reue aus.

Endlich waren die stillen Gebete zu Ende und einer nach dem anderen verließ das Gotteshaus. Nur drei Männer waren noch in ihre Gebete vertieft; der Rabbi, Reb Lippe und Asriel.

Als Asriel aus der Synagoge schritt, kam ihm Prawly verändert vor. Es war, als ob die Stadt, während er gebetet und gekämpft hatte, einem Prozeß unterlegen gewesen wäre. Die Poesie der fünfunddreißigjährigen Trennung war auf einmal wie verfliegen. Es war nichts anderes als ein bettlerhaftes, schmutziges Nest. Asriel hatte nicht die Empfindung, daß er so lange fort gewesen war und er war dieses Ortes plötzlich sterbensmüde und eine starke, tiefe Sehnsucht nach seinem Amerika quoll in ihm auf. Nur ein Gefühl hielt ihn noch hier; er wollte ihnen zeigen, wer Asriel ist und wer sie sind. Es war das Gefühl seines finanziellen Triumphes, das ihn aufrecht erhielt.

Dem Nachmittag-Gottesdienst war eine Predigt vorangegangen. Der Stadtprediger entnahm seinen Stoff wie gewöhnlich dem Abschnitt, der am Vormittag zur Verlesung gelangt war. Und er war bemüht, diesen seinen Text zur Basis seiner Ausführungen zu machen, die darin gipfelten, daß es ein gutes, gottgefälliges Werk sei, jemanden einen Schwiegersohn zu verschaffen, der ein Gelehrter der heiligen Gesetze sei.

„Es ist ein bekannter Ausspruch“, sagte er, „daß ein Vater bereit sein soll, Alles zu verkaufen, um seine Tochter an einen Scholaren, einen Talmudgelehrten zu verheiraten. Andererseits ist es, als vertraue man sein Kind einem Löwen an, wenn man sie mit einem *Am haarez* verheiratet. In dem Abschnitt Berochath lesen wir, daß es einem Gott dargebrachten Opfer gleicht, wenn man einen ernsten Studien obliegenden Scholaren an seinem Besitz Anteil nehmen läßt. Und einem solchen Studierenden Wein geben, ist nach der Abhandlung „Sota“ gleichwertig, wie ihn am Altar ausgießen.“

Die Blicke Reb Lippes und des jungen Talmudgelehrten trafen sich.

Der Prediger führte sein Thema noch weiter durch allerlei Zitate aus dem Talmud aus und kam schließlich zu dem Schluß, daß die Ausübung der erwähnten heiligen Handlung geradezu eine Bedingung sei, um sich im Eden einen Platz zu sichern.

Das alles war wieder danach angetan, um Asriel mit Furcht vor dem zukünftigen Leben zu erfüllen. Daneben schlich ein erbitterter Neid gegen Reb Lippe in sein Herz. Er kam aus der Synagoge in äußerst gedrückter Stimmung in den Gasthof zurück, wo er sich in ein Gespräch mit dem Wirt, dessen Hauptinhalt der Wunderknabe bildete, einließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 37 vom 14.09.1906, S. 624f

V. Kapitel.

Am selben Abend, nach Beschließung des heiligen Sabbath wurde eine andere Mizwa, gute Tat, versteigert und wieder klirrten die Börsen Reb Lippes und Asriels in verzweifelterm Kampfe aneinander.

Diesmal galt es, den Wunderknaben der Talmudgelehrsamkeit als Schwiegersohn zu gewinnen!

Es war im Zimmer des Gasthofes, wo der Onkel des jungen Mannes wohnte. Der Raum war erfüllt von bärtigen Juden, Tabakrauch und Geschrei. Da sah man vor allem Schaya, den Wunderknaben, seine zwei Onkel, Reb Lippe, dessen ältesten Sohn mit einigen Bekannten, Asriel, den

Gastwirt und einen Heiratsvermittler. Ein geheizter, breitbauchiger Samowar, dessen Luftlöcher glühenden Augen glichen, stand in der Mitte des Tisches. Daneben lag Floras Photographie, auf der sie im vollendeten Glanz der Modewarengeschäfte der Grand Street dargestellt war.

Der jugendliche Held des Tages sah mit unverhohlener Neugierde das Bild an. Für einen Augenblick hatten ihn die traurigen, durchdringenden Augen ganz außer Fassung gebracht, die junge Dame imponierte ihm sehr und er warf immer wieder einen Blick auf das Bild.

Er hatte sich nie vorgestellt, daß seine Braut einen Hut tragen werde. Doch der Gedanke, daß diese Prinzessin sein Weib werden könnte, erschreckte ihn. Dann gefiel ihm die lächelnde Melancholie des Gesichtchens immer besser und allerlei phantastische Gedanken stürmten auf ihn ein. „Ich sage, Du sollst mich nicht so anschauen,“ sagte er im Stillen zu dem Bild. „Aber warum machst Du so traurige Augen? Uebrigens bist Du ja doch ein Judenmädchen und ich fürchte mich gar nicht vor Dir. Möchtest Du nicht den Hut abnehmen?“

Reb Lippes Tochter hatte keinen Hut getragen, aber sie war doch nicht nach seinem Geschmack gewesen, und er wurde sich dessen erst jetzt recht bewußt. Auch hatte das Wort Amerika einen faszinierenden Klang für ihn und es schwebte ihm ein Bild von Talmud und modernem Ruhm vor.

Reb Lippes ehrwürdiger Bart wurde durch ein nervöses Lächeln hin und her bewegt.

„Ja, ich bin nur ein *Am haarez*, ein Ansiedler,“ keuchte Asriel mit prahlerischer Bescheidenheit. „Doch ich gebe meiner Tochter zwanzigtausend Rubel bar, und wenn ich einstens sterbe, wird Schaya zehnmal so viel erben. Sie ist mein einziges Kind, und wenn ich sterbe, werde ich meine Häuser nicht mit ins Grab nehmen. Würmer fressen keine Häuser, wie Ihr wißt.“

Diese Bemerkung ärgerte die alten, gelassenen Talmudisten und einer von ihnen sagte im sarkastischen Tone:

„Dein Mädchel sieht aus wie die Tochter eines „Fremdlings“. Schaya ist ein jüdisch Kind.“

„Ah, meine Tochter gefällt Euch nicht! Und warum? Weil sie keine Häßlichkeit ist und weil sie einen Hut trägt. Der große Rabbiner von Wilna ist wohl ebenso fromm wie Ihr und ich habe seine Tochter zufällig auf meiner Herreise gesehen und sie trug auch einen Hut und ist auch hübsch.“

„Zwanzigtausend Rubel!“ Der Wunderknabe war momentan so in Anspruch genommen durch den Gang der Verhandlung, daß er die Photographie und die ganze Tragweite, die die Auktion für ihn hatte, vergaß. Auf den Tisch gelehnt und auf seinen Händen so weit nach vorwärts gestützt, als es der Samowar gestattete, beobachtete er die ganze Szene mit offenkundigem, aber ganz unparteiischem Interesse.

Nach einer langen, flüsternd gepflogenen Beratung mit seinen Freunden kündete Reb Lippe an: „Zehntausend Rubel und fünf Jahre Kost!“

Fügt man zu dieser Summe Reb Lippes Vorzüge über seinen Konkurrenten, wie sein soziales Ansehen, sein Talmudwissen und seinen Aufenthaltsort in Rußland hinzu, so muß man gestehen, daß er Asriels Anbot übertraf. Doch jeder Anwesende wußte, daß Reb Lippes Angebot seine Kräfte weit überstieg; aber die Gesellschaft hatte keine Zeit, viel darüber nachzudenken, denn Asriel schrie schon mit lauter Stimme!

„Dreißigtausend Rubel und lebenslängliche Kost und Wohnung und Taschengeld und Zigaretten und Wein und Senf und Seife und was noch?“

Den Wunderknaben überließ er eine Schale und er saß mit offenem Munde da.

Eine Pause war entstanden. Schaya und seine Onkel hielten sichtlich an der Seite des reichen Amerikaners. Asriel war offenbar der Herr der Situation.

Endlich erhoben sich Reb Lippe und sein Gefolge, um fortzugehen.

„Ich könnt den Kauf an Euch reißen,“ sagte er mit sardonischem Lachen.

„Warum so eilig,“ sagte einer von Schayas Onkeln und ging auf den alten Mann zu. „Warum, die Sache ist noch nicht abgemacht, und wir wissen noch nicht – – –.“

„Ihr wißt es nicht, aber ich weiß es. Ich möchte diesen Burschen nicht mehr und wenn er zwanzigtausend Rubel in die Ehe als Mitgift bringen möchte. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! und glückliches neues Jahr“ gab Asriel zurück. „Warum kann die Katze den Rahm nicht leiden? Weil er eingesperrt ist!“

Eine Stunde später stießen die Zurückgebliebenen dieser Gesellschaft ihre Gläser an und riefen einander anlässlich der Verlobung von Flora Stroon mit Schaya ein fröhliches „Maseltow“ zu.

„Und jetzt nimm mein „Maseltow“ in Empfang“, sagte Asriel und umarmte den jungen Mann, daß er ihn beinahe erdrückt hätte, „Maseltow, Dir Floras Bräutigam, Floras Zukünftigen, meines einzigen Kindes zukünftigen Ehemann. Ich bin nur ein *Am haarez* (Bauer), aber Du sollst es nicht bedauern, mein Schwiegersohn zu heißen. Ich will Dir Essen und Trinken geben, wie der Rabbi befahl, und Perlen will ich auf Deinen Pfad streuen, eine Krone Dir aufs Haupt setzen ... ich bin nur ein Bauer.“

Schluchzen verhinderte den alten Mann, weiter zu reden. Die Umstehenden blickten in lächelndem, beredtem Schweigen um sich.

„Ein Bauer, aber ein ehrenhafter Mann“ sagte der eine Onkel.

„Ein Herz wie Gold“ beeilte sich der andere zu sagen.

Doch was wird Flora dazu sagen? ließ sich in Asriels Herzen eine Stimme vernehmen. „Wird die elegante amerikanische Dame diesen altmodischen, orthodoxen Jungen heiraten wollen?“ Sei still, sagte Asriel zu sich.

„Sie hat ihn zu heiraten und die Sache ist abgemacht. Störe meine Freude nicht, es ist zu ihrem Wohl ebenso wie zu meinem.“

Plötzlich löste Asriel seine goldene Uhr und Kette und reichte sie dem Knaben.

„Trag sie gesunderheit, mein Kind. Es ist das erste Geschenk von Deiner Braut. Aber warte, bis wir nach Amerika kommen!“

Am nächsten Morgen besuchte Asriel den Friedhof. Der Anblick erhöhte seine Todesfurcht noch mehr. Hatte sich das lebende Prawly nur um einige Häuser vermehrt, so hatte sich die Anzahl der im toten Prawly Wohnenden beinahe verdoppelt.

Die Grabsteine waren von höchst bescheidener Pracht. Sie waren verwittert vom Alter und vom Wetter zerstört, die meisten waren aus schlichtem Holz hergestellt und trugen als Erkennungszeichen allerhand häßliche, unzeremoniöse Gegenstände, wie alte Blechstücke, bodenlose Töpfe, weggeworfene Hüte, Schuhe und dergl. All dies erhöhte die Tragödie dieses Ortes.

Das Ganze übte eine Wirkung geheimnisvollen Schweigens und tiefe Trauer erfüllte Asriels Gemüt.

„Vater, Vater“, begann Asriel in lautem Synagogenton und fiel bei einem alten Grab nieder, unmittelbar nachdem der Kantor sein Gebet verrichtet und sich zurückgezogen hatte.

„Ich bin es, Asriel, Dein Sohn, erinnerst Du Dich? Ich bin den weiten Weg aus Amerika gekommen, um Dich zu bitten, für mich und mein Kind zu beten. Sie ist ein gutes Mädchen, Vater, und ich bin bemüht, sie auf den Weg des Rechtes zu führen. Sie ist im Begriff, den größten Gelehrten der Gottes-Gesetze zu heiraten. Bete, daß der Junge Gunst finde in ihren Augen! Du weißt es, Vater, ich bin nur ein Bauer und weh mir! Ich habe viele Sünden. Aber jetzt versuche ich mich aufzuraffen und ein guter Jude zu werden. Wirst Du den Allmächtigen bitten, meine Buße anzunehmen?“ frug er mit wachsendem Pathos. „Du bist Ihm nahe, Vater, erbarme Dich Deines Sohnes und bete, daß seine Sünden ihm verziehen werden. Willst Du für ihn beten, willst Du? Aber noch mehr ist mir um Flora zu tun. Blume ist ihr jüdischer Name. Was bin ich noch? Ein morscher Mensch! Aber Flora sie ist eine Blume. Stehe vor dem Allerhöchsten und bete, daß kein böser Hauch sie mir fortträgt, daß kein böser Blick sie beleidige. Das arme Kind verlor seine Mutter, als sie ein Säugling war und sie ist der einzige Trost, den ich auf der Welt habe. Aber Du bist ihr Großvater, wirst für sie beten!“

Asriels Gesicht strahlte, als er sein Gebet beendet hatte. Seine Augen waren trocken, aber seine Seele war voll Tränen und Poesie und ergoß sich in leidenschaftlichen, herzbrechenden Tönen.

„Was ist der Unterschied zwischen jenem Blatt und mir?“ sagte Asriel zu sich selbst. „Warum solltest Du Dir ein anderes Ansehen geben? Asriel leiste keinen Widerstand, sei gut und fromm und trage Gott im Herzen und mache keinen ungebührlichen Lärm. Sei so still, wie das Gras. Horch, der Leichenwagen kommt um Dich, die Beisteuerglocken klingen, der Todesengel steht mit seiner Axt bereit ... Oh bete für Deinen Sohn!“ „Vater“ schrie er in Schrecken.

Er hielt inne. Eine Biene summt in seiner Nähe, sie schien auch zu beten und ihre Gesellschaft stachelte Asriels Herz auf.

„Oh Vater, ich habe Dich 35 Jahre nicht gesehen“, wiederholte er und horchte dabei auf seine eigene Stimme. „Wo sind die fünfunddreißig Jahre hingekommen? Kann ich Dich nie wiedersehen, kann ich Dein geliebtes Gesicht nicht sehen und zu Dir sprechen?“

„Erinnerst Du Dich, wie ich auf Deinen Knien saß und später in der Synagoge mit Dir Gebete sprach und wie Du mich beim Ohr gezogen, so oft Du mich ertappt hast, daß ich im Gebetbuch nicht weiter wußte. Ist alles vorüber, alles?“

Er hielt inne, als ob er auf Antwort warten würde. Dann sagte er mit bitterem Lächeln: „Der Vater ist still. Nicht ein Wort sagt er und wenn Du Dich in Stücke reißt. Alles ist vorüber, Asriel.“

Seine Stimme brach, seine Worte erstarben in dumpfen Schluchzen. Seine Seele flehte den Vater an, ihm Zugang zu verschaffen in die feierliche Heiligkeit seiner Welt!

Als Asriel wieder aufgestanden war und sein Auge auf einen Grabstein fiel, der gerade so aussah wie der seines Vaters, runzelte er die Stirn wie aus Eifersucht. Auf dem Wege zum Grabe der Mutter, das im älteren Teil des Friedhofs lag, wandte der sich immer wieder um. Er besuchte auch die Gräber seiner Schwestern und Brüder, Onkel und Tanten. Zuletzt ging er ganz erschöpft zwischen den verschiedenen Gräbern herum, blieb auch hie und da stehen, um die hebräische Inschrift zu entziffern, ließ den Kopf seufzend hängen und schlug die Hände in traurigen Gedanken zusammen.

Obgleich er sich sehr ermattet fühlte und das Fasten noch nicht gebrochen hatte, wollte er den Friedhof doch noch nicht verlassen. Er hatte hier mehr Bekannte gefunden als im lebendigen Prawly.

Als er dann in die Stadt zurückging, fühlte er sich wie neugeboren. Prawly war seinem Herzen wieder teuer geworden, obgleich Flora und Amerika ihn magnetischer denn je anzogen. Er bemühte sich, mit den Leuten zu sprechen, besuchte seine Verwandten und die Armen der Stadt, teilte überall milde Gaben aus, und bat demütigst die Empfänger, „Mitleid mit ihm zu fühlen“ und nicht zu danken, sonst würden sie die gute Tat schmälern.

Dann ging er, mit Reb Lippe Frieden schließen.

„Ihr bleibet hier und es ist Euch leicht möglich, einen anderen Talmudgelehrten als Schwiegersohn zu finden, aber in Amerika ist das schwer. Außerdem können Sie selbst den Talmud lesen, während ich nur ein Bauer bin. Und wie soll ich mir meinen Platz in der künftigen Welt sichern? Hier sind dreihundert Rubel für wohltätige Spenden. Wollt Ihr mir verzeihen, Reb Lippe. Was verliert Ihr dabei?“

Im Zimmer waren noch andere Leute und der demutsvolle pathetische Ton seiner Entschuldigung amüsierte sie. Reb Lippe war zu Tränen gerührt. Alle Bitterkeit seiner getäuschten Hoffnung war verschwunden.

„Ich vergebe Euch von ganzem Herzen“, sagte er impulsiv und streichelte den „Bauer“ wie ein kleines Kind. „Setzet Euch! Möge der Allerhöchste Euch in Gesundheit nach Amerika gelangen lassen. Möge der Bund segnen. Es hat sich schon ein anderer junger Mann gefunden, der meiner Tochter würdig ist. Schaya wird in Amerika Gottes Gesetze verkünden! Die Juden dort werden einen jungen Mann, wie er ist brauchen können und ich freue mich, daß er mit Euch geht. Ihr nehmet einen kostbaren Edelstein mit Euch, haltet ihn wert!“

„Dessen dürft Ihr sicher sein.“ antwortete Ariel und ging fröhlich von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 38 vom 21.09.1906, S. 546

VI. Kapitel.

Je mehr Asriel und der junge Talmudgelehrte sich Amerika näherten, desto mehr versank Prawly in einen goldenen romantischen Schimmer und desto höher im Ansehen stieg die große amerikanische Stadt; jeden Augenblick fielen ihm neue Vorzüge New-Yorks ein und immer teurer wurde es seinem Herzen.

Er kam nach Hause, das fühlte er jede Stunde inniger.

Sandy Hook kam in Sicht.

Kann es etwas Schöneres geben, etwas Erhabeneres, als den Anblick New-Yorks an einem schönen Sommertage, von einem sich nähernden Schiffe aus betrachtet?! Schaya erblickte in der entzückenden Wirkung der See und des Grüns und des Himmels eine neue Version seiner Vorstellung vom Paradies, wo sich hinter blühenden Gewächsen versteckt die rechtschaffenen, ehrwürdigen alten Männer über goldgebundenen Talmudbänden neigten. Doch überwältigt von der immer sichtbarer werdenden Größe dieser Riesenstadt überkam ihn das Gefühl der Verlassenheit und er klammerte sich an Asriel, indem er sich fest in ihn einhängte.

Auf dem Deck war alles in Bewegung und ungeduldiger Erwartung. Der Dampfer brauste, die Passagiere putzten sich wie zum Kirchgang oder sie waren mit ihrem Gepäck beschäftigt und liefen mit nervöser Miene hin und her.

Asriel zwinkerte mit den Augen vor Freude und biß sich in die Lippen vor Ungeduld.

„O, wie blau das Wasser ist“, sagte Schaya wiederholt.

„Amerika ist ein schönes Land, nicht wahr!“ sagte Asriel. „Aber erst wenn Du meine Flora sehen wirst! Du mußt Dich bemühen, gut zu sein! Halte fest am Talmud und kümmere Dich um nichts anderes. Und alles, was mir Gott an Reichtum gegeben hat, soll Dein sein. Ich habe keinen Sohn, der Kaddisch für mich sagen wird, wenn ich einstens tot bin, willst Du mein Kaddischl sein, Schaya? Wirst Du die Jahrzeit meines Todes halten?“ frug er in flehendem Ton, wie ihn der junge Mann noch nie vernommen.

„Ja, das werde ich“, antwortete Schaya wie ein gehorsames Kind.

„Willst Du! Möge Dich Gott segnen, mögest Du lange leben! Ich werde Dir einen Palast zu wohnen geben und werde Dich behüten wie die Augen meines Kopfes. Ich bin nur ein Bauer, aber sie ist meine einzige Tochter, mein einziges Kind, mein ganzes Leben in dieser Welt.“

* * *

Asriel hatte Flora im Ungewissen gelassen über den Tag seiner Ankunft, wie auch über den Namen des Dampfers. Nach erfolgter Landung ging er nicht direkt in seine Wohnung, sondern in ein großes Kleidergeschäft auf der Broadway, aus dem der Illui ganz verwandelt herauskam. Statt seines schleppenden Mantels und der alten sonderbaren Mütze hatte er jetzt einen kostbaren „Prinz Albert“ und den feinsten Strohhut und die elegantesten Schuhe, die im Geschäft zu bekommen waren. Eine steife Hemdbrust, ein hoher Kragen und eine fesche Kravatte hatten einen Anderen aus ihm gemacht.

Asriel klatschte entzückt in die Hände und hielt ihn für den hübschesten und bestgekleideten jungen Mann der Broadway. „Es ist die Schechina, göttliche Allgegenwart, die auf ihn blickt“, murmelte er zu sich selbst und führte den jungen Mann an der Hand wie einen Schulknaben. Dann strich er ihm die Seitenlößchen, die in kleine Polstern ober den Ohren gewickelt waren, weg und hielt ihn nun für vollkommen amerikanisiert.

Der Wunderknabe selbst fühlte sich furchtbar beengt in seinen neumodischen Kleidern, und wenn er sich in einem Schaufenster betrachtete, so war er über sein eigenes Aussehen nicht minder überrascht, wie über die vorbeieilenden Elegants und die vielen Equipagen.

Asriel und sein Schützling begaben sich stillschweigend in die Wohnung, die Asriel selbst mit dem mitgenommenen Schlüssel aufsperrte. Sie traten auf den Fußspitzen in die Halle ein.

Das kleine Haus erklang von Floras Klavierspiel und Gesang. Sie ließ eben ein trauriges Liedchen ertönen und Asriel horchte entzückt auf. Es schien ihm wie eine Begrüßung.

Flora war allein zu Hause und ihr unbewußtes Willkomm war für Asriel um so süßer, als das Lied einen Schmerz verriet. Sein Herz schlug heftig. Schaya war voll Ehrfurcht, er hatte noch nie ein Klavier gesehen und nur vor den Fenstern des Gutsherrn hatte er hie und da den Tönen gelauscht.

„Pst! Hörst Du? Das ist Deine Braut.“ Dann gingen sie zur Tür und küßten die Mesusah an der Tür.

„Tamara“, rief Asriel und blickte in Speisezimmer und Küche suchend umher. „Ach, sie wird einkaufen gegangen oder bei ihren Armen sein. Doch richtig! Heute hat sie ihren Fasttag. Du mußt wissen, sie fastet jeden Montag und Donnerstag.“

Dann betrachtete Asriel die Blechbüchse, die an der Wand hing, nahm seine Taschenbörse und warf einige Silbermünzen hinein. Es war eine Sammelbüchse, die zur Erhaltung armer alter Juden diente, die gegen das Ende ihres Lebens in das Land Israels, nach Palästina zogen. Jeder orthodoxe Jude hält in seinem Hause eine solche Büchse und so oft er einer Gefahr entronnen war, wirft er einige Münzen in die Büchse hinein. Asriel hatte den Ozean glücklich durchschiffert und er spendete daher sofort eine Handvoll Silber.

„Nun bleib hier stehen, Schaya, und rühre Dich nicht, bis ich Dich rufe“, sagte er zu dem Jüngling und begab sich zu seiner Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 39 vom 28.09.1906, S. 660f

(Fortsetzung.)

Flora brach bei seinem Anblick in Freudentränen aus und herzte und küßte den Vater immer wieder, während er liebevoll ihr Haar glättete und sie bewundernd anblickte.

„Ach, Du lieber alter Vater!“ rief sie seelig. „Endlich bist Du wieder gekommen.“

Asriel ermannte sich und dachte, es sei nun genug. Er wollte der Szene ein Ende bereiten und wie immer, wenn er verlegen war, macht er Witze.

„Nun, Flora, was glaubst Du wohl, was ich Dir mitgebracht habe?“ sagte er und wurde rot dabei. „Ich wette, Du errätst es nicht und wenn Du bis morgen ratest. Kein Mädchen hat je so ein Geschenk bekommen, seit Amerika besteht!“

Floras Augen tanzten vor freudiger Neugierde. Sie dachte an Diamanten, Saphire, Perlen.

„Ich habe Dir einen Bräutigam gebracht. Den feschesten, schönsten Burschen der Welt.“

„Wo ist er?“ frug sie erstaunt.

„O, ein prächtiger Junge, fest im Talmud und in den anderen heiligen Büchern. Er übertrifft alle Rabbiner Europas. Der reichste Mann in Prawly war hinter ihm her, doch ich habe ihn glücklich erwischt. Schaya, komm her!“

Das Mädchen gaffte den Vater bestürzt und erstaunt an. War es Ernst oder Spaß?

Schaya kam mit zu Boden gesenkten Blicken und hielt den Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, wie er es immer tat, wenn er verlegen war, was übrigens selten der Fall war.

Floras Atem flog.

„Das ist Dein Bräutigam, meine Tochter! Einen feinen Geschmack, nicht wahr?! Hast Du Dir je so einen Liebsten erhofft? Nun, Kinder, jetzt muß ich mich um mein Gepäck umschauen gehen. Plaudert miteinander und werdet bekannt“, sagte er und wandte sich rasch zur Tür.

„Papa, Papa“, schrie Flora ungestüm und wollte dem Vater nachlaufen, doch dieser hatte schon die Tür hinter sich geschlossen.

In ihrer Verzweiflung ging sie direkt auf den Fremden zu, der noch immer seine Finger krümmte und krampfhaft den Teppich betrachtete, und sagte zu ihm:

„Gehen Sie fort, mein Herr! Wenn Sie glauben, daß sie mein Bräutigam sein werden, so irren Sie sich!“

Sie sprach absichtlich jüdisch, aber ihre Aussprache war, besonders was den Buchstaben R anbelangt, echt amerikanisch, so daß es Schaya vorkam wie seine Muttersprache, und doch wie die Sprache der Fremden. Es war aber doch jüdisch und als er es von der imponierenden jungen Dame hörte, hatte er den Eindruck, einer biblischen Prinzessin gegenüber zu stehen.

„Wo soll ich hingehen? Ich kenne Niemanden hier.“ Er sagte das mit so naiver Verzweiflung, daß des Mädchens Herz gerührt war. „Wo habe ich gefehlt?“ fügte er demütig hinzu,

Sie schaute ihn fest an, faßte ihn bei seinem bartlosen Kinn und brach in ein herzhaftes Gelächter aus.

Schaya erleichte und hielt den Finger wieder ausgestreckt, doch begann er bald auch zu kichern, ihre Heiterkeit hatte ihn angesteckt, ihr Yiddisch kam ihm vor wie das Geplapper eines Kindes.

Flora amüsierte sich und war erfreut, wie über ein Kind. Schaya hatte auch das Gefühl, mit einem andern Knaben zu spielen.

Unter all den Immigranten, die Flora kannte, war Keiner so nett, so drollig gewesen, wie dieser knabenhaft dreinschauende Junge. Es war ihr der Gedanke nicht unheimlich, ihn in zwei oder drei Jahren zu heiraten, bis er englisch gelernt und sich die Sitten des Landes angeeignet haben würde. Doch dann erinnerte sie sich ihrer Freundinnen. Was würden die zu ihrer Verlobung mit diesem Menschen sagen. Sie hatte sich immer geprahlt vor ihnen, daß sie nur einen Doktor heiraten werde! Und das war nicht einmal ein Geschäftsmann! Nein, sicherlich, war er ein orthodoxer Rabbi oder etwas dergleichen. Und bei Flora war das Wort Rabbi mit der Vorstellung eines ungekämmten, langbärtigen Mannes in einem Kaftan verbunden, eines Mannes, der Schnupftabak gebraucht, der nichts von der Welt weiß und der nur dazu da ist, um sich und den Andern das Leben zu vereckeln.

Nein, nein, komme was wolle. Sie würde nur mit einem amerikanischen Gentleman unter den Baldachin gehen. Und in ihrer Wut verließ sie so rasch wie möglich das Empfangszimmer, stürzte in ihr kleines Zimmerchen und gab sich hier ihrem Schmerz ganz hin.

Plötzlich mitten in ihrem Zorn und ihrer Verzweiflung, wobei sie sich trotzdem nicht vorstellen konnte, daß das alles Ernst sei, stieg ein Gefühl in ihr auf, das sie immer mehr bedrückte. Sie dachte, daß dieses liebe komische Wesen so ganz allein in dem Speisezimmer unten stehe und sicherlich verletzt sei durch ihr Benehmen.

„Tamara“, sagte sie, als die Haushälterin erschien. „Unten ist ein Mann, der sicherlich hungrig ist. Gib ihm zu essen und zu trinken!“

„Aber warum hast Du ihm nicht selbst schon lange etwas gereicht. Du weißt, daß ich heute faste. Aber übrigens, wer ist es denn und was wünscht er?“

„Geh und schau Dir ihn an!“ brach Flora aus. „Es ist einer Deiner Art – ein Talmudgelehrter, eine fromme Seele“, fügte sie mit boshafem Lächeln hinzu.

Tamara warf ihr einen unwilligen, vorwurfsvollen Blick zu und ging hinunter.

Als Asriel kam, erklärte er, daß Schaya nicht Rabbiner, auch nicht wie die amerikanischen Herren gekleidet sein werde, aber daß er ein frommes Leben führen und seine Zeit nur dem Talmud-

studium widmen werde und das teilweise zu Hause, teilweise in den Synagogen. „Wozu habe ich mein ganzes Leben gearbeitet?“ sagte er. „Ich bin nur ein Bauer, meine Tochter, und wie lange werde ich noch leben. Raube mir nicht diese Freude auf meine alten Tage, Flora!“ –

Tamara nickte zustimmend. „In unserer Heimat würde sich ein Mädchen glücklich fühlen, einen Mann der Thora heiraten zu dürfen“, sagte sie mißbilligend. „Das ist nur hier, daß wir Sünder sind und daß die Mädchen nur weltliche Männer heiraten wollen. Möge jede gute Tochter Israels mit so einem Mann gesegnet werden!“

„Kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten, Tamara!“, brauste Flora auf. Sie hatte ihres Vaters Erklärungen nur halb verstanden und sie hatten den entgegengesetzten Erfolg, den er bezweckt hatte.

„Laß sie allein“, flüsterte Asriel. „Der Sturm wird sich legen.“

Als Asriels Gepäck anlangte, sah Flora staunend, daß einige Kisten Bücher dabei waren. Es waren durchwegs hebräische Werke. Sie waren von verschiedenem Aussehen, aber 17 waren von ganz gleicher Form und Größe, dicke Foliobände in Leder gebunden und mit Gold verziert. Von diesen Büchern enthielten zwölf den ganzen babylonischen Talmud mit allen Kommentaren, die übrigen fünf enthielten die Alphos. Außer diesen war noch eine Kiste Bücher da. Diese erhielten einen Ehrenplatz im Speisezimmer und Asriel und Tamara waren bemüht, sie auf Regalen unterzubringen.

Flora beobachtete alles mit sarkastischer Miene, bis Tränen in ihre Augen traten und sie sich schnell auf ihr Zimmer zurückzog. Dort warf sie sich auf den Boden und schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte. Der Inhalt aller dieser Bücher, die ihr Vater für den Wunderknaben mitgebracht hatte, waren für sie chinesische Dörfer. Sie hatte noch nie so viele hebräische Bücher gesehen und hatte auch nie recht aufgemerkt, wenn man über solche gesprochen hatte. Jetzt fürchtete sie sich vor ihnen, als ob sie einen geheimnisvollen Zauber ausströmen würden.

Der Wunderknabe war sehr beschäftigt, seine Bibliothek einzurichten und öffnete hie und da ein Buch, um einen Blick hineinzuworfen. Als er gerade vor einem Sessel gehockt hatte, auf dem er die Seiten eines Riesenbandes umwandte, fuhr er, durch eine berühmte Stelle gefesselt, fort, das Buch durchzublättern, bis er ganz absorbiert davon in einen eigentümlichen Sing-Sang verfiel, der durch allerlei Gesten begleitet war, die zum Lesen des Talmuds ebenso nötig zu sein scheinen wie die Augen.

„Schau, schau“, sagte Tamara und stieß Asriel an, dem sie geholfen hatte, die Bücher unterzubringen. Asriel kehrte seinen Kopf dem Gelehrten zu und nun standen die Beiden und gafften den Wunderknaben voll Staunen und Ehrfurcht an. Dann wechselten die Haushälterin und der Dienstherr einen Blick des Einverständnisses und sie nickte mit ihrem perückenbekleideten Kopf, als wollte sie sagen: Was für einen herrlichen Fund hat der Himmel Dir beschert!

„Der Allerhöchste hat Euch gesegnet!“ sagte sie flüsternd.

„Möge es ihm gegönnt sein, ein langes Leben mit uns zu verbringen“, gab Asriel hochaufatmend zurück.

„Flora weiß nicht, was für einen Schatz der Himmel ihr beschert hat“, sagte Tamara.

„Sie wird es später erkennen“, sagte Asriel in bestimmtem Ton.

(Fortsetzung folgt.)

(Fortsetzung.)

VII. Kapitel.

Am kommenden Sabbath brachte Asriel vom Tempel den Rabbi und ein Dutzend alte Talmudisten mit. Er ließ sie mit Wein, kaltem Fisch, Pasteten und jenen Bäckereien bewirten, deren Zubereitung Tamara so ausgezeichnet verstand.

„Lechajim, Herr Stroon, Lechajim, Schaya,“ sagten die Gäste und ergriffen ihre Gläser.

„Lechajim,“ lautete die allgemeine Antwort.

„Gott segne den Bund und lasse Sie hundert und zwanzig Jahre leben,“ sagte Reb Mendele, ein kleiner, dicker Mann mit roten Pejjs, und langte dabei nach einem Sabbathkuchen.

„Und er gewähre ihnen Kinder, die Sie in den Gesetzen Gottes erziehen mögen zu rechtschaffenen Menschen,“ sagte ein Dritter, der gerade einen Bissen Fisch an der Zinke seiner Gabel hielt.

„Und Schaya soll stets ein Ben Thora (Kind der Gesetze) bleiben und nimmer ermüden, sie zu studieren,“ kam es wieder von einem anderen.

„Das ist der Punkt,“ brach ein Chorus von bedächtig kauenden Mäulern aus.

„Aber wo ist eigentlich die Braut?“ frug jemand. „Sie muß sich zeigen.“

„Das ist wahr,“ sekundierte Reb Mendele. „Heraus mit ihr! Und die Töchter Israels kommen tanzend herbei,“ zitierte er. „Und was sagen Sie. Blick an junger Mann und betrachte das Mädchen, daß Du Dir erwählt hast. Richte Deine Blicke nicht nur auf die Schönheit, sondern – – –“ er brach errötend ab. Der Rest der zitierten Stelle ist wie folgt? „Lege Wert auf eine gute Familie (sagt das Mädchen zum jungen Mann) denn das Sprichwort sagt: „Falsch ist die Grazie, eitel ist Schönheit. Eine Frau, die gottesfürchtig ist, sei gepriesen!“

„Erröte nicht,“ sagte der Rabbi zu Schaya, obgleich es diesem nicht eingefallen war, zu erröten. Er war in Anspruch genommen, die verschiedenen Pasteten und Torten – nie hätte er sichs träumen lassen, daß er solche essen werde – durchzukosten.

Flora befand sich in ihrem Schlafzimmer, diesem selbstgewählten Exil, seit der ihr aufgedrungene Bräutigam im Hause war. Ihr Vater war gütig und aufmerksam zu ihr und nannte Schayas Name nie vor ihr. Doch sie wußte, daß er unwiderleglich auf dieser Heirat bestehe und sie dachte in ihrer Verzweiflung an Selbstmord. Konnte es möglich sein, daß ihre geliebten Träume von dem Doktor, dem eleganten Gentleman, der immer im Wagen ausfährt, ganz vergeblich waren? Und konnte es denn möglich sein, daß sie die Frau dieses unbeholfenen Provinzlers werden könnte, der nicht wußte, wie er einer Dame die Hand reichen sollte, wie er eine Verbeugung zu machen habe, der kein einziges Wort aussprach, ohne es mit diesen schrecklichen Gebärden zu begleiten oder seine Seitenlößchen zu drehen. O, was möchten ihre Freundinnen sagen? Sie hatte oft über die Bräutigams ihrer Freundinnen die Nase gerümpft und jetzt sollte sie sich mit dieser frommen Seele verloben!

Und doch war sie in ihrem Innern gar nicht davon durchdrungen, daß er ein tölpelhafter Bauer sei. Wenn er ihr beim Nachtessen gegenüber saß, konnte sie sich manchmal nicht enthalten, ihn anzulächeln.

„Liebe Flora, ich habe mit Dir zu sprechen,“ hörte sie ihres Vaters Stimme an ihrer Tür.

„Lass' mich, Papa, ich habe Kopfschmerzen.“

„Oeffne, ich werde Dich nicht aufessen.“

Im Grunde genommen, brannte sie darnach, das leidige Thema mit ihrem Vater zu besprechen, damit er ihre Ansicht erfahre. In dieser Absicht öffnete sie die Tür. Doch Asriel bat sie in so demütiger Weise, daß sie ganz ratlos dastand.

„Ich bitte Dich, meine Tochter, verkürze mir meine Tage nicht,“ bat er mit übernehmendem Eifer. „Es bleibt mir nur mehr eine kurze Lebensfrist, ich ahne es – und der Allmächtige hat mir eine Hilfe geschickt, daß ich als rechtschaffener Jude sterben kann. Willst Du mir diese rauben? Willst Du mir diese Schande vor Gott und den Menschen antun?“

Seine Worte waren so verschieden von seinem ganzen Wesen, daß Flora die Empfindung hatte, als ob er wirklich um sein Leben bitten möchte. Sie war verwirrt und tief gerührt und ehe sie wußte, worum es sich handle, stand sie in dem Speisezimmer unten.

„Gut Schabbes, Flora,“ begrüßte die ehrwürdige Gesellschaft sie.

„Gut Schabbes,“ gab sie zurück, wobei sie sich anmutig verbeugte und errötete.

„Möge Dir die Gesellschaft angenehm sein, und wenn es Gott gefallen wird, werden wir bald bei Deiner Hochzeit sein,“ sagte einer der Anwesenden.

Flora errötete stärker.

Einigen der Talmudisten gelüstete es danach, auf Kosten des Brautpaares Witze zu machen, doch das würdevolle Benehmen der eleganten, jungen Dame schnitt jede Absicht dieser Richtung ab, so daß die gelehrten, alten Herren ihre Geister in anderer Art zum Ausdruck brachten. Es entspann sich ein Disput zwischen Schaya über einige Talmudaussprüche und deren verschiedene Kommentare.

„Sag uns einige Pschetel (einige Gedanken)“, sagte Reb Mendele zu Schaya.

„Ja, das sollen Sie“, sagten die anderen. „Ihr zukünftiger Schwiegervater bewirtet uns mit irdischer Kost und Sie sollen uns mit Worten des Gesetzes regalieren.“

Schaya, dessen Gesicht ebenso glühte wie das Floras, blickte auf das Tischtuch, als er zitierte:

„Keine Ablenkung von der Mahlzeit.“

„Worte des Gesetzes sind keine Ablenkung“, widersprach Reb Mendele.

Der Kommentar fügt zu: „Auch nur das Zitieren des Sprichwortes über das Schweigen während der Mahlzeit.“ Schaya sagte es widerstrebend, ohne die Augen vom Tischtuch zu erheben; „Nun, die Vorschrift ist ein Wort des Gesetzes, nicht wahr? Es bedeutet, daß sich das Verbot auch auf die Worte des Gesetzes bezieht.“

Abgesehen von seiner Verlegenheit hatte der Wundergelehrte keine Lust, sich in Gegenwart der modernen, jungen Dame in eine talmudische Diskussion einzulassen.

„Warum habet Ihr sie zitiert,“ frug Reb Mendele in aggressiver Weise. Er bezog sich dann auf zwei andere Stellen, als Beweisgründe seiner Behauptungen. Schaya bewies ihn wiederum die mangelhafte Stichhaltigkeit seiner Beweisführung. Sein rotbärtiger Gegner wickelte sich aus seiner Niederlage durch eine angenommene Heiterkeit heraus, indem er vorgab, alles das nur gesagt zu haben, um Schaya zu einer Offenbarung seiner Beredtsamkeit und seiner geistigen Macht zu veranlassen. Und kaum hatte er sich von diesem Angriff zurückgezogen, so wagte er schon einen zweiten. Auch die anderen Talmudisten beteiligten sich. Es wurde eine hitzige Schlacht.

Aber Schaya blieb gelassen, trotzdem ein halbes Dutzend älterer Talmudisten gegen ihn kämpfte und er parierte ihre Schläge mit größter Ruhe.

Flora nahm mit wachsendem Interesse an dem Kampfe teil. Sie verstand zwar kein Wort von der Kontroverse. Für sie war es ein Wettkampf mit allen Eigentümlichkeiten des Sports, aber sie merkte mit Befriedigung, daß er Sieger blieb. „Er weicht keinen Schritt,“ sagte sie sich. „Sechs alte Männer gegen einen Buben, das will etwas heißen.“

Asriel und Tamara, für die der Inhalt der Debatte auch unverständlich war, bewunderten voll Stolz ihren Jungen und nahmen gar nicht wahr, wie sich Flora dafür interessierte, wozu sie sich gratuliert hätten. Asriel war der Kontroverse mit Blicken gefolgt, als ob eine Gesellschaft von Königen sich bei ihm eingefunden hätte. Die Haushälterin schaute mit strahlendem Angesicht herum, und so oft einer der Patriarchen einen neuen Angriff wagte, nickte sie beifällig, als ob sie alles verstehen und billigen würde.

Angeregt durch Floras Anwesenheit und aufgestachelt durch das Gelächter der Gegner, erwärmte sich Schaya bei der Debatte, bis er, nachdem er mit ironischer Geduld alle angehört hatte, plötzlich sich an seinen Mann wendete.

„Ist es so, wie Ihr die Stelle verstanden habet?“ schrie er und lachte sich ins Fäustchen. Dann, indem er seinen lockigen Kopf dem Gesichte des Gegners zuwandte und dabei aufgeregte Gestikulierte, stürzte er einen wahren Schwall von verwickelten Syllogismen und Zitaten über diesen.

Es war ein ganz anderer Schaya. Seine blauen Augen schossen Blitze, sein Körper bebte, sein Sing-Sang war voll melodischer Kraft.

„Aber ich fürchte, daß Rabbi Yohanon das nicht gesagt hat und ich glaube, Ihr habt falsch zitiert.“

Es war der Strohalm des Ertrinkenden. Selbst Flora, die die jüdische Erwiderung verstanden, sah es und ihr Herz freute sich.

„Habe ich das, seid Ihr dessen sicher,“ frug Schaya mit knabenhaftem Uebermut. „Nun, wir werden sehen,“ sagte er und begab sich in das andere Zimmer.

„Der Knabe ist ein gaon (Genius),“ sagte der alte Mann demütig. „Was für ein Kopf, was für ein Gedächtnis, was für ein Chariff! *) [*) Chariff = Mann von großer Beredtsamkeit]

„Ja und wie belesen,“ fiel der Rabbi ein. „Man muß nur staunen, wann er bei seiner Jugendzeit hatte, sich so viele Kenntnisse anzueignen.“

„Ja, er braucht ein Buch nur einmal durchzulesen und weiß es schon,“ sagte Asriel, „er hat alle Rabbis in der Gegend von Prawly in den Schatten gestellt.“

Diese bäuerliche Bemerkung reizte einige der Anwesenden zum Lachen, aber sie unterdrückten es. „Ihr habet einen kostbaren Schatz in diesem Jungen erwischt, Herr Stroon,“ sagte Reb Mendele.

„Ja, Du hast Glück,“ sagte Asriel und strich seiner Tochter über die Haare.

„Ihr wisset vielleicht, Herr Stroon,“ sagte der Rabbi, „daß der Talmud besagt, daß derjenige, der einen Kenner der Gesetze bei sich im Hause erhält, höher geachtet wird, als der, der Opfer darbringt.“

„Ich weiß,“ gab Asriel zurück. In der Synagoge zu Prawly hat der Prediger dasselbe angewendet.

In diesem Augenblick kam Schaya mit einem Stoß von dickleibigen Büchern unter dem Arm zurück. Er bewies nun seinem früheren Gegner, daß er korrekt zitiert hatte; obgleich er jetzt keiner Opposition mehr begegnete, hatte er sich schon zu sehr erwärmt für dieses Thema, als daß er es so schnell verlassen hätte, und er wagte auch eine extemporierte Rede darüber.

Sein Antlitz war in diesem Augenblicke von überirdischem Glanze erleuchtet und seine Sprache war eine weiche, leidenschaftliche Melodie.

Der alte Mann folgte seinen Worten mit väterlicher Bewunderung.

Als er geendet und sich zurückgezogen hatte, blickte Schaya Flora triumphierend an. Das Blut schoß ihr in die Wangen und sie ließ den Schleier herab. Asriel näherte sich dem jugendlichen Helden des Abends.

„O, Du lieber, kleiner Schatz,“ rief er und umfing ihn mit seinen Armen wie ein Baby.

Tamara wischte sich ihre Augen und Flora wäre am liebsten geflüchtet, hätte sie sich nicht unbeobachtet gewußt, denn ihr Vater hatte eben seine Gäste eingeladen, sich nach oben zu begeben, um die Bibliothek zu besichtigen.

Als die patriarchalische Gesellschaft das Spielzimmer verlassen hatte, näherte sich Schaya ihr und sagte: „Habe ich es ihnen gut gegeben?“

Als Tamara und Flora allein waren, sagte die Haushälterin: „Du solltest Gott danken, daß Dir ein solcher Bräutigam beschieden ist.“

„Er ist nicht mein Bräutigam und er wird es nie sein. Ich kümmere mich nicht darum, daß Papa ihn ins Haus genommen hat,“ sagte Flora zornig.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 41 vom 12.10.1906, S. 697ff

(Fortsetzung.)

VIII. Kapitel.

„O, Vater, wirst denn Du noch immer dieser Sache nicht ein Ende bereiten! Du weißt ja, daß ich ihn nie heiraten werde!“

„Zwing' ich Dich denn?“ erwiderte der Alte. „Was geht der Knabe Dich an? Er ißt Dir Dein Mittagessen nicht fort. Stelle Dir vor, er wäre Dein Bruder und kümmere Dich nicht weiter um ihn. Mir ist der Knabe so teuer geworden, daß er mir vorkommt wie ein eigener Sohn. Wirst Du Kaddisch nach mir sagen? Wirst Du Jahrzeit für mich halten? Gott hielt mich nicht für gut, einen Sohn zu haben, aber er sandte mir dieses heilige Kind, daß es die Stelle eines solchen einnehme. Wenn ich ihn die heiligen Bücher lesen höre, fühle ich es angenehm wie Honig. Es hat dem Allmächtigen gefallen, einen Bauer aus Deinem Vater zu machen. Nun, ich denke, er versteht seine Sache und ich will mich nicht erkühnen und Fragen an ihn stellen; doch er scheint Erbarmen mit mir zu haben und hat mir auf meine alten Tage einen Engel gesandt. Hast Du gehört, was die weisen Männer gesagt haben? Daß die Erhaltung eines Mannes, der die heiligen Bücher studiert, mehr ist, als Opfer darbringen. Ja, meine Tochter, Gott hat mir diesen Knaben gesandt. Er hat mich den weiten Weg nach Prawly machen lassen, um mir Gelegenheit zu geben, für meine Sünden zu büßen. Willst Du mich zwingen, ihn zu verstoßen? Nicht, wenn New-York sich umdreht!“

„Aber Vater!“

„Laß mich ausreden! Es wäre Sünde, ihn fortzuschicken! Er ist von Gott gesandt. Er ist so rein wie die Thora! Du bist meine Tochter, er ist mein Sohn. Ich jage dich nicht mit dem Stock unter den Baldachin. Und wenn Gott die Heirat nicht wünschen wird, wird sie nicht sein.“

Dieses Gespräch fand vierzehn Tage nach der großen Debatte statt, Asriel lebte in der Hoffnung, daß, wenn Schaya etwas englisch und die Art und Weise Floras erlernt haben würde, sie sich mit der Zeit an ihn gewöhnen würde. Er konnte es nicht glauben, daß ein Mädchen einem solchen Mann nicht gut werden müßte, denn in seinen Augen war er der schönste junge Mann der jüdischen Kolonie. Er nahm einen Sprachlehrer für ihn auf und das Uebrige überließ er der Zeit.

„Lehre ihn englisch und unterweise ihn in den guten Manieren,“ befahl er dem Lehrer, „Aber merke Dir! Führe ihn nicht in die modernen Bücher ein, in die Werke der Gojim. Er braucht diese Eselkunststücke nicht, die man heutzutage den Kindern beibringt. Hast Du mich begriffen?“

Flora hatte sich nach und nach an Schayas Anwesenheit im Hause gewöhnt, als ob er ein neu entdeckter Bruder sei, der in einer sonderbaren Weise erzogen worden war.

Manchmal kam es vor, daß die beiden jungen Leute allein im Zimmer waren. Die Tür zwischen dem vorderen Zimmer, das jetzt Schayas Studierzimmer war, und Floras Boudoir war meist offen. Sie sprachen viel mit einander und sie neckte ihn wegen seiner Unmanieren und einmal, als sie dazugekommen war, als er laut englische Vokabeln lernte, lachte sie über seine schlechte Aussprache.

„Warum machst Du immer so häßliche Bewegungen mit den Fingern? Das tut man bei uns in Amerika nicht, sonst wird man ausgelacht. Du solltest versuchen, ohne diese Gesten zu lesen!“

„Ich bin vom Talmudlesen daran gewöhnt, hi, hi,“ kicherte er verlegen.

Ihr Klavierspiel störte ihn nicht beim Studium, denn er war gewöhnt, in der Synagoge unter Lärm zu studieren. Er hielt auch oftmals inne, um dem energischen Anschlag Floras zu lauschen. Wenn die Melodie eine melancholische war, machten die ersten Akkorde ihn aufhorchen, und wenn er lange hinhörte, fühlte er Heimweh; er sehnte sich nach mehr Vertraulichkeit in dem Verkehr mit Flora. Wie gerne wäre er aufgestanden und hätte sich neben sie hingestellt, während sie spielte.

„Ach, wie reizend,“ sagte er und fühlte sich wie in einem Paradies.

„Was suchst Du hier?“ frug sie ihn scheinbar überrascht. „Musik ist nichts für eine „heilige Seele“, wie Ihr seid.“ Sie belustigte sich über den Lieblingsausdruck ihres Vaters.

„Sage das nicht,“ erwiderte er ihr vorwurfsvoll. „Warum lache ich Dich nicht aus?“

Im Ganzen nahm Schaya die Situation ziemlich rücksichtslos. Er studierte seinen Talmud und die englische Sprache, ließ sich von Tamara mit Leckerbissen füttern und streifte auf den Straßen herum. In weniger als sechs Monaten kannte er die Stadt und deren Umgebung besser als Flora und er kannte auch die Bedeutung von zirka tausend englischen Worten.

Flora staunte über seine Fortschritte und über seine rasche Auffassung in Arithmetik und in der englischen Grammatik. In diesen beiden Gegenständen war sie nie sehr stark gewesen und das beleidigte sie. Es war ihr, als ob sie auf ihrem eigenen Boden von der „heiligen Seele“ geschlagen worden wäre.

Die neuartigen Dinge, die er lernte, waren für seinen Geist eine Delikatesse. Er übersetzte viele hebräische Gebete in die englische Sprache und sein größtes Vergnügen bestand darin, sich in

Abwesenheit Asriels mit arithmetischen Problemen abzugeben. Immer mehr beschäftigte er sich mit den Wissenschaften der Gojim.

„Bringe mir eine Geometrie!“ flüsterte er seinem Instruktor zu.

„Ja, ich werde Ihnen eine bringen, aber Herr Stroon darf nichts davon erfahren!“

Die verbotene Frucht wurde geliefert und der Wunderknabe verschlang auch dieses Buch mit seltenem Eifer.

„Wie herrlich! sagte er voll Enthusiasmus zu seinem Lehrer. „Nie hätte ich gedacht, daß es so herrliche Bücher gäbe auf der Welt!“

„Und das ist nur der Anfang,“ sagte ihm der Lehrer. „Aber warte, bis Du tiefer eingedrungen bist in die Wissenschaft. O, Du wirst sehen, was es für herrliche Werke gibt.“

„Höre, junger Bursche,“ sagte Asriel zwei Wochen später zu Schayas Lehrer, „Ihr braucht nicht mehr zu Schaya zu kommen. Ihr geht mit dem Jungen zu weit vor.“

Schaya fand keine Schwierigkeit dabei, die Probleme der Mathematik und Geometrie allein zu enträtseln, aber er sehnte sich nach seinem Lehrer und einige Zeit konnte ihn weder der Talmud noch die Geometrie trösten.

„Rate, wo ich gewesen bin?“ frug er Flora, als er eines Tages von der Straße kam. Er sprach yiddisch zu ihr und sie antwortete englisch.

„Nun, wahrscheinlich in der Synagoge.“

„Nein, in der Astor-Bibliothek,“ flüsterte er. „So viele Bücher habe ich noch nie gesehen, Flora, und Du sicherlich auch nicht. „Warst Du schon einmal dort?“

„Nein!“ gestand sie zurückhaltend und ein wenig beschämt, daß er schon besser Bescheid wisse, wie sie selbst. „Was habt Ihr dort getan?“

„Ich besah die Bücher und dann suchte ich nach einer großen Geometrie. Dort findet man jedes Buch, das man verlangt. Aber sagen Sie es nicht dem Vater, daß ich dort war.“

„Natürlich nicht,“ sagte sie freundlich. „Können Damen auch hinkommen?“

„Ja, gewiß und sie haben sogar eine eigene Abteilung und es waren viele Frauen dort anwesend, wollen sie auch einmal mitkommen?“

„Ja, ich möchte mir diese Bibliothek auch ansehen.“

„Wollen Sie? O, wenn Sie wüßten, wie schön es ist, dort zu sitzen und zu studieren. Ich vergaß mich, und als mir eine Stelle in dem Buche besonders gefiel, begann ich laut zu lesen, doch da kam ein alter Herr und stieß mich an, und sagte mir, daß das laute Lesen hier nicht gestattet sei.“

Flora brach in ein Gelächter aus.

„Ich wette, Sie haben so gelesen, wie wenn Sie den Talmud studieren.“

„Ja,“ gab er naiv zu.

„Ja. Und dabei habet Ihr mit den Händen Euere gewöhnlichen Bewegungen ausgeführt und habet Euch das Leben aus dem Leib herausgeschüttelt,“ fuhr sie neckend fort.

„Nein, das nicht, ich soll den morgigen Tag nicht erleben, wenn ich das getan habe. Es tut mir nur sehr leid, daß ich noch nicht so gut englisch sprechen kann,“ sagte er. „Als ich Bücher verlangte, hat man mich kaum verstanden.“

„Ich verstehe alles, was Sie sprechen,“ sagte ihm Flora zum Troste. Seine im traurigen Tone gemachte Bemerkung rührte sie.

„Ja, Sie verstehen mich, aber andere Leute nicht! Ich möchte so englisch sprechen können wie Sie! Lesen Sie, bitte eine Seite mit mir, wollen Sie? Soll ich das Buch holen?“

„So eilig! Können Sie nicht warten?“

Er war voll Ungeduld, die Sprache der Fremden zu erlernen, die Buchstaben, die Definition, die Aussprache. Die fremde Sprache schien ihm das große Hindernis, das sich zwischen ihm und die entzückende Welt, die sich vor ihm eröffnet hatte, stellte.

„O, Flora, lange sollen Sie leben, aber hören Sie ein wenig zu, wie ich jetzt lese.“

„Ja, ja,“ gab sie mit gütigem Interesse nach, weil sie sich geschmeichelt fühlte.

Er las eine Weile laut vor. Dann wurde er zerstreut.

„Sie haben eine Zeile ausgelassen,“ sagte sie ihm.

„Ja, es ist möglich.“

Sie saßen in respektvoller Distanz von einander entfernt. Ihre schöne Figur spiegelte sich im Pfeilerspiegel wieder. Sie trug eine dunkelblaue Seidenbluse, die mit Rot geputzt war, im Haar trug sie eine rote Masche. Sie neigte sich ein wenig nach vorne über das Buch, um irgend ein Wort, das er schlecht ausgesprochen und sie nicht verstanden hatte, zu sehen. Für einen Augenblick hatten sich ihre Gesichter berührt. Ihre elfenbeinfarbenen Wangen waren plötzlich feuerrot geworden.

„Wo hältst Du?“ frug sie verlegen.

Er konnte nicht antworten. Seine Blicke tauchten in Ihre Augen. Nach einer Weile sagte er:

„Es ist sehr schwül hier!“

Sie hatte den Impuls, ihr Gesicht fortzuwenden. Doch sie fühlte sich nicht frei. Er näherte sich ihrem Gesichte und sie fanden sich in einem heißen Kusse. Keines sprach ein Wort, doch ihre Herzen pochten wild.

„Du schlechter Junge,“ sagte sie nach einer Weile. Dann brach sie in ein nervöses Gelächter aus. „Sind das die „frommen Seelen“?“

„Sag das nicht, Flora. Du weißt, Du verletzt meine Gefühle“. Ermutigt durch ihre Sanftmut, küßte er sie wieder leidenschaftlich. Als sie sich von seiner Umarmung befreit hatte, fühlte er sich um zehn Jahre älter, und als seine Augen auf den Bücherschrank fielen, fragte er sich, was diese glotzenden, massiven Bände da täten.

„Wirst Du es Deinem Vater sagen, daß Du nun mit mir einverstanden bist?“

„Das weiß ich noch nicht! Höre, Schaya! Möchtest Du nicht Doktor werden?“

„Aber Dein Vater würde mich ja fortjagen, wenn er es erfahren würde.“

„Aber nehmen wir an, er hätte nichts dagegen einzuwenden.“

„O, dann würde ich gerne studieren und ein Doktor werden! Aber Reb Asriel wird das nicht zugeben.“

„Höre, kannst Du ein Geheimnis bewahren?“ frug sie wie ein Schulmädels, das ein Komplott schmiedet.

„Meinst Du darüber, daß ich Dein Bräutigam sein werde?“

„Nein,“ widersprach sie ungeduldig. „Ich meine Dein Studium. Papa muß es ja nicht wissen. Bis es zu spät ist. Wenn Du einverstanden bist, können wir das Nähere besprechen.“

„Das will ich. Und ich kann Geheimnisse bewahren.“

„Also, Schaya, ich wünsche, daß Du Doktor wirst! Wenn Du das werden möchtest, könntest Du mein alles werden, möchtest Du mir das Theuerste auf Erden sein! O, wie schön wäre es, wenn Du mit gebildeten Leuten, wie mit Deinesgleichen verkehren könntest! Wir werden zusammen ins Theater gehen und werden zusammen schöne Bücher lesen; und Du wirst einen Zylinderhut tragen und wirst in einem Buggy fahren. Herr Dr. Gollub, was halten Sie davon?“

Sie näherte ihre Lippen den seinen und sie küßten sich immer wieder.

„Weißt Du, Schaya, wenn Papa jetzt kommt, kannst Du mit ihm sprechen. Ich mache es Dir leicht.“

„Aber ich schäme mich,“ sagte er.

„Nun, ich werde ihm nichts sagen,“ war ihre gereizte Antwort.

„Aergere Dich nicht. Ich will ja alles tun, was Du wünschest, Flora,“ sagte er.

Als Asriel und Schaya allein im Salon waren, sagte der junge Mann verlegen:

„Flora beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie jetzt einverstanden ist.“

„Einverstanden?! Womit?“ frug der alte Mann heftig.

„Meine Braut zu sein.“

„Also endlich? Hat sie es Dir gesagt? Wann? Tamara!“ rief er und stieß den Knaben sanft zur Seite. „Tamara, lange sollst Du leben! Der Allmächtige hat Erbarmen gehabt. Florale ist zu Verstand gelangt. Gesegnet sei Gott!“

„Gesegnet sei der Allmächtige!“ wiederholte Tamara. „Ja, wenn Er will, müssen eiserne Berge weichen. Es ist eine göttliche Heirat. Mögen sie hundert Jahre leben. Maseltow.“

„Maseltow Dir und uns allen!“ sagte Asriel. „Doch, wo ist Flora? Hole Getränke, Tamara!“

Asriel ging zu der Stelle, wo die Sammelbüchse zur Erhaltung der Pilger nach Palästina befestigt war und warf einige Münzen hinein.

„Ich danke Dir und preise Dich, o Herr der Welt, für die Gnade, die Du mir erwiesen hast. Mögest Du die Kinder immer beschützen und Schayas heilige Seele erhalten. Du weißt, die Heirat ist Dein Wille – ich bin nur dein Sklave.“

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 42 vom 19.10.1906, S. 715ff

(Fortsetzung.)

IX. Kapitel.

„Ist Schaya hier?“ frug Asriel eines Tages, ehe er Floras Zimmer betrat. Es war vier Monate nach der Verlobungsfeier seiner Tochter mit dem jungen Talmudisten; die Hochzeit war auf ein späteres Datum verschoben worden. Asriel verlegte den Krönungstag seines Werkes, wie man eine Flasche seltenen Weines für einen besonderen Tag aufhebt. Er fürchtete sich, in dieser Welt zuviele Freuden zu genießen, die seinen Anteil in der künftigen Welt verringern könnten. Wird der Allmächtige es wollen, daß er seine Tochter und den „heiligen Knaben“ unter den Trauhimmel führe? Asriel hoffte, daß es ihm gegönnt sein werde.

„Ist Schaya hier?“

„Ja, Papa,“ antwortete Flora, indem sie ihre Augen von dem Buche erhob, das sie eben gelesen hatte.

Die Türe zu Schayas Zimmer stand offen. Asriel blieb stehen und lauschte auf den Sing-Sang des jungen Mannes; sein Gesicht strahlte.

„Meine Krone, mein Kadisch, meine Hoffnung in der zukünftigen Welt“, murmelte er beglückt.

„Hast Du schon gefrühstückt, Papa?“ frug Flora.

In diesem Augenblick brach der Sing-Sang ab und die hebräischen Worte erklangen in begeistertem Tonfall. Asriel winkte seiner Tochter, still zu sein, dann sagte er leise:

„Das ist mein bestes Frühstück! Das ist etwas für die Seele! Die Würmer im Grabe können das nicht berühren, das nehme ich mit mir in die andere Welt. Alles andere ist Plunder.“

Er wollte sich entfernen, aber es fiel ihm schwer, sich loszureißen. Und Asriel ging zu der Türe und erfreute sich am Anblick seines gelehrten Knaben. Schaya neigte sich über den Talmud nach vorne und rückwärts. Flora beobachtete mit schalkhaftem Entzücken ihren Vater.

„Ich sollte mich nicht so sehr weiden an seinem Anblick“ sagte Asriel. „Ich könnte ein *Ajin hora*, böses Auge auf ihn werfen.“ Als er das andere Zimmer erreicht hatte, sagte er zu seiner Tochter: „Ich fürchte, daß Du ihn durch Deine Anwesenheit störst. Eine hübsche Braut ist imstande, eines jungen Mannes Gedanken allzusehr in Anspruch zu nehmen, ihn zu verwirren und ihn von der Thora zu entfernen. Er sollte lieber in den Synagogen studieren.“

Das junge Mädchen errötete bis in die Haarwurzeln. Kaum hatte sich der Vater entfernt, als sie mit fröhlichem Gekicher in sein Zimmer stürzte:

„Nun bist Du wieder gerettet, Geliebter,“ sagte sie und zog unter dem Stoß von hebräischen Büchern ein englische Werk über Naturphilosophie hervor.

„Hast Du mich singen gehört?“ frug er.

„Natürlich habe ich alles gehört“, sagte sie strahlend. „Du hast mich gerade bei einer interessanten Lektüre unterbrochen!“

„So, was war es denn? War es die Abhandlung über den Ton?“

„Ja, aber jetzt fängt die Sache erst an, mich zu interessieren.“

Er erklärte ihr in Yiddisch, was er über die Akustik gelesen hatte und sie lauschte seinem enthusiastischen, populären Vortrag mit liebender Aufmerksamkeit.

Wenn Schaya für ganze Nachmittage, manchmal auch Vormittage fern vom Hause war, gebrauchte er stets die Ausrede, daß er seine Zeit in den verschiedenen Synagogen des jüdischen Viertels verbringe. Asriel, sein stolzer Beschützer ermutigte ihn dabei noch, denn er freute sich, daß der Bräutigam seiner Tochter „das heilige Wissen in der Gemeinde verbreite“. „Dein Wissen ist eine Gottesgabe, Schayalie und Du brauchst Dich nicht zu schämen, damit hausieren zu gehen. Reb Lippe sagte, Amerika benötige einen Mann wie Dich, der die heiligen Gesetz im Lande verbreitet. Gehe hin und tue das und der Allerhöchste wird uns helfen zu Deinem Heil.“

Der Wunderknabe und sein Importeur bildeten das Tagesgespräch der orthodoxen Kolonie und nichts erfreute Asriel mehr, als den Bräutigam seiner Tochter von den Talmudisten loben zu hören. Doch es kam eine Zeit, wo Asriel wahrnahm, daß man den jungen Mann seltener erwähnte und die früheren Lobreden hatten ganz aufgehört. Asriel vermißte die schmeichelhaften Aeußerungen über seinen zukünftigen Schwiegersohn und er belästigte die Bekannten durch unaufhörliches Erzählen über Schaya, alles in der Absicht, ein anerkennendes Wort über dessen Talente zu erzwingen. Aber diese Konzession geschah in sehr lauer Weise und Asriel dürstete mehr denn je

nach Anerkennung für seinen Schwiegersohn. Besonders um das Lob Ben Tzalels, eines armen kränklichen Hausierers, der als einer der frömmsten und gelehrtesten Männer der Gemeinde bekannt war, lechzte Asriel. Er liebte diesen Menschen wegen seiner Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit. Oft lud Asriel ihn in sein Haus ein, doch der armselige, unterernährte Hausierer lehnte stets ab.

„Was werde ich bei Ihnen tun, Reb Asriel?“ frug er mit kläglichem Lächeln. „Soll ich Ihre kostbaren Teppiche und Möbeln bewundern und daran denken, daß Sie ein reicher Hausbesitzer und ich ein armer Hausierer bin? In der Synagoge bin ich gerne mit Ihnen zusammen, denn da sind wir beide gleich.“

Die ungewöhnliche Zurückhaltung Reb Tzalels über die Verdienste Schayas wurmte und betrübte Asriel immer mehr und er beschloß, den Grund dieser Schweigsamkeit zu erfahren.

Eines Abends saß Asriel neben Reb Tzalel im Studierzimmer ihrer Synagoge. Es war im Spät-November und Schayas Hochzeit hätte zu Chanuka, einige Wochen später, stattfinden sollen. Der Abendgottesdienst, der an Wochentagen in diesem Raum abgehalten wurde, war vorüber und die Studierenden konnten sich nun ungestört dem Studium ergeben. Die beiden großen Räume, deren Türe offen standen, waren durch Kerzen beleuchtet, die auf den langen Tischen in hohen Leuchtern standen. Die offenen Bücherschränke waren vollgestopft mit alten, stark abgenützten Werken; die Bücher, die am meisten gebraucht wurden, lagen in Stößen auf den Tischen und Fensterbrettern.

In einem Zimmer saßen die Mitglieder der täglich zusammenkommenden Mischnaklasse. Es waren ihrer zirka ein Dutzend junge Männer, meist Hausierer und Handwerker, die nach des Tages Mühen herkamen, um die heiligen Bücher zu lesen. Kaum einer von diesen konnte den Gemarah-teil des Talmud und selbst die Mischna konnten sie nicht fehlerlos lesen. Sie saßen alle vor ihren offenen Büchern und hörten einem Lehrer zu, der ein alter Mann in zerfetzter Kleidung war, dessen Augen Flammen intellektueller Begeisterung schossen. Er las laut vor und neigte und bückte seinen unordentlichen Kopf, finde, er bemüht war, seinen Hörern die Mischna zu deuten. Einige der Zuhörer folgten in demütigem Schweigen seinen Auseinandersetzungen und fuhren mit dem Zeigefinger den Linien entlang. Die Mutigeren unterbrachen den gewichtigen Mann, indem sie ihrer Freude über die eine oder andere Erklärung Ausdruck gaben, oder irgend einen Widerspruch heraufstifteten; andere wieder wiederholten mit leiser Stimme und gut gespielter Aufmerksamkeit halbe Sätze, einige suchten ihre Unsicherheit und Unkenntnis durch schüchternes Beifallsnicken zu verbergen und noch einige mußten durch ziemlich unsanfte Stöße ihrer Nachbarn aus dem Schlaf geweckt werden. Im Hintergrund des Raumes standen einige „Bauern“, für die (wie zum Beispiel für unseren Asriel) die Mischna eine Sache war, die über ihre intellektuellen Kräfte ging.

Einer dieser langen Tische im anstoßenden Raum war mit den offenen Folios der täglichen Gemarahklasse bedeckt. Es gehörten zu dieser Klasse etwa fünfzehn Mitglieder, jeder Altersstufe und jedmöglicher ökonomischer Lage, vom kleinen Aepfelhändler, für den die heiligen Bücher eine Quelle der Freuden in diesem wie im zukünftigen Leben bedeuteten, bis zum wohlhabenden, gutgekleideten Möbelhändler, dem der Talmud zur zweiten Natur geworden. Es waren einige „kühne Geister“ in dieser Gruppe und sogar ein oder zwei Wunderknaben gleich Schaya. Die Klasse bedurfte keines Führers, doch ein alter Mann mit schneeweißem Bart und einem jünglingsgleichen

Antlitz waltete hier als Vorleser. Er ließ viele Sätze aus, aber er tat es nur, weil er sie für zu bekannt hielt und des Wiederholens unnötig fand. Wenn er dem Text etwas hinzuzufügen hatte, wandte er sich vorerst an den Mann, der ihm zunächst saß, schnappte lustig nach seinen Fingern oder zwickte ihn voll Begeisterung in den Arm. Die anderen nahmen durch sonderbare Bewegungen mit den Fingern, durch Wiederholung ganzer Absätze, durch unbeschreibliche Gesten Teil. Plötzlich brach die ganze Klasse in ein tolles Stimmengewirr aus. Als dieser Ausbruch der Begeisterung sich gelegt hatte, folgte der Ausdruck allgemeiner Freude und die ganze bunte Gesellschaft sah aus wie eine glückliche Familie am Sabbatstisch.

Die anderen Tische waren von Lamdims (gelehrten Männern) besetzt; einige dieser summteten über ihren dicken Folios, andere lachten und murmelten zu sich selbst wie verliebte Mütter zu ihren Kindern; noch andere klagten oder brummteten über ihren Büchern oder schlugen sie, und schrieten gellend auf vor Entzücken oder sie röhrteten wie Tiere im Käfig. Ein Patriarch, der seinen zehnjährigen Enkel unterrichtete, jauchzte unter einer verwickelten Pantomime vor Freude; ein kleiner Schüler saß vor einem Buch, das größer war als er selbst; ein alter Mann schwenkte demutsvoll seinen Körper und ringelte die Seitenlöckchen; ein oder zwei der stimmheiseren Battalionim, die auf der Suche nach Gold nach Amerika gekommen waren, aber jetzt von der Gemeinde erhalten werden mußten, wohnten dafür täglich dem Gottesdienste bei. Alle diese Stimmen, Gesten und Bewegungen vereinigteten sich zu einem Chaos, das einen seltsamen Anblick gewährte.

Asriel sah das Schauspiel mit an und, obgleich er nicht daran teilnehmen konnte, betrachtete er das Ganze, seitdem sein Wunderknabe dazu gehörte, für eine Welt, in der er auch eine Stimme habe. Er saß in einem entfernten Winkel des Gemarazimmers und betrachtete mit Ehrerbietung die lärmenden Szenen und bewunderte Reb Tzalel, der in seiner Nähe war. Das skelettartige Antlitz und die brennenden Augen dieses Hausierers starteten auf sein Buch vor sich hin und dazu erklang ein melancholisches Gesumme. Plötzlich hielt Reb Tzalel inne, um sich mit Asriel in ein Gespräch einzulassen. Als Asriel wie gewöhnlich Schayas geistige Anlagen und dessen Genius pries und dabei vergeblich auf ein zustimmendes Wort des Hausierers harrete, sagte dieser endlich:

„Wozu wollen wir Katz und Maus spielen, Herr Stroon? Ich muß es Ihnen endlich sagen, was wie ein schwerer Stein auf meinen Herzen lastet: Ihr Schaya ist auf dem Wege Böses zu tun. Er ist ein Appicores“ (Atheist).

„Ein Appicores?“ frug Asriel, als ob er die Bedeutung des Wortes nicht fassen könnte.

„Ja, ein Appicores und ein Jerobeam, der Sohn des Rebat – er sündigt und verleitet andere zur Sünde,“ erklärte der Talmudist streng. „Ich verursache Euch höchst ungern diesen Kummer, doch er ist in den heidnischen Büchern schon zu weit eingedrungen. Wenn er in Ihrer Abwesenheit hier ist, erzählt er jedem, daß sich die Erde um die Sonne bewegt und wie Regen und Donner und Blitz, wie Tag und Nacht alles verstandesgemäß erklärt werden könne – möge der Engel des Todes ihnen erklären, mögen sie – – –“

„Halt ein, Reb Tzalel!“ schrie Asriel. „Du darfst ihn nicht verwünschen, Du erhältst ihn nicht. Und was Du da sagtest, ist eine Lüge! Eine so große Lüge wie Og der König von Baschan!“ schloß er mit lauter Stimme und erhob sich von der Bank.

„Eine Lüge! sagtet Ihr. Nun dann sollt Ihr alles erfahren. Der kleine Mendele sah Ihren importierten Wunderknaben am Sabbath Zigaretten rauchen!“

„Schaya am Sabbath rauchen!“ Die greifbare Art dieser Sünde traf den alten Mann mehr wie alles andere, was der Hausierer bis jetzt über Schayas sündhafte Theorien gesagt hatte.

„Schaya soll am Sabbath geraucht haben!“ wiederholte der alte Mann. „Nun, ich sage, Ihr selbst und alle, die das behaupten, sind Lügner und Verleumder, Mendele hat es aus Neid gesagt, weil er für seine Tochter nicht so einen Bräutigam haben konnte, wie ich für meine Flora. Ja, ich habe ein Wunder an Talmudgelehrsamkeit für meine Tochter gefunden und er hat nach einem solchen geangelt. Ich habe das erreicht – und alle anderen bersten vor Neid.“

Er schnalzte mit der Zunge und gestikuliert mit den den Fingern und sah seine Zuhörer für einen Augenblick mit funkelnden und vernichtenden Blicken an.

„Nun, ich will mit einem *Am haarez* nicht streiten,“ sagte Reb Tzalel angewidert.

Seine Worte waren in dem Lärm ringsherum kaum zu vernehmen, erreichte aber Asriels Ohr und das traf seinen wundesten Punkt.

„Schweig, Reb Tzalel,“ sagte er erbleichend.

„Warum das? Das ist nicht Euer Haus, das ist Gottes Wohnhaus. Hier bin ich reicher als Ihr. Ich bedauere Euch nicht. Ihr warst ein *Am haarez* und seid einer. Aber dieser Junge hätte der Stolz Israels werden können und Ihr habet ihn nach Amerika gebracht und habet einen Appicores aus ihm gemacht. Weh, weh, weh!

„Seid still, Reb Tzalel! Habet Mitleid,“ bat Asriel mit gedämpfter Stimme, „streue nicht noch Salz in meine Wunde. Verzeihet mir, Ihr wißt, daß ich ein *Am haarez* bin. Habet Mitleid und saget nichts mehr, aber – alles, was Ihr, was die Anderen Euch gesagt haben, ist Lüge. Die Cholera komme über sie!“ Und nach Atem ringend, stürzte er aus der Synagoge hinaus.

Als er auf der Straße war, wurde er sich bewußt, daß ein schwerer Schicksalsschlag ihn betroffen habe, doch er verstand die Bedeutung in ihrem ganzen Umfang nicht recht; es war zu plötzlich gekommen.

„Ein Appicores, ein Appicores,“ sagte er zu sich selbst, „Ein Appicores, der am heiligen Sabbath raucht! Nein, es kann nicht wahr sein, es muß eine Lüge sein!“

Er starrte in die Richtung, wo Mendele wohnte und wäre am liebsten hingeeilt und hätte diesen rothaarigen Angeber in Stücke zerrissen. Doch Asriel wandte sich heimwärts. Es fehlte ihm der Mut, dem Manne ins Auge zu sehen, der den Bräutigam seiner Tochter am Sabbath Zigaretten rauchen sah. Das Bild Schayas kam ihm beschmutzt vor und entweiht, und, obgleich er all das von dem geliebten Wunderknaben nicht glauben konnte, eilte er zornig im Sturmschritt nach Hause.

Er beschloß, abzuwarten und alles selbst in Erfahrung zu bringen. Zum erstenmale im Leben kam er sich feig vor. Er erzitterte bei dem Gedanken, daß die Behauptungen des Hausierers sich bewahrheiten könnten.

Als Schaya ihm beim Abendessen gegenüber saß, konnte er ihn nicht anschauen und sein Herz flüsterte ihm zu: „Ein Appicores, ein Appicores.“ Doch er sagte nichts und das unausgesprochene Wort rief eine bedrückende, unheilvolle Stimmung hervor.

Er haßte Schaya jetzt, das fühlte er deutlich.

„Wo warst Du so lange, Papa?“ frug Flora.

„Tief in der Erde. Du brauchst Dich nicht zu kümmern, wo ich war,“ schrie er sie an.

„Papa,“ sagte sie erschrocken, „was ist mit Dir vorgegangen?“

Er antwortete nicht.

„Warst Du beim Maariv-Gottesdienst?“ frug jetzt Schaya.

„Ich habe in der Souvalk-Synagoge studiert,“ fügte er dann noch hinzu.

Asriel verblieb in grimmigem Schweigen. Tamara und die beiden jungen Leute bemühten sich vergeblich, ein Gespräch in Gang zu bringen. Das Nachessen verlief in unerträglicher Stille.

„Ich fürchte, Papa hat etwas erfahren,“ sagte Flora zu Schaya, als sie allein waren.

„Ach woher, es ist nicht das erstmal, daß er schlecht gelaunt ist. Er hatte gewiß Verdruß mit einem Pächter.“

„Möglich!“ sagte Flora traurig. Doch wenn er erfahren haben sollte, daß Du studierst, daß Du Doktor werden sollst – – – Ich bin halbtot vor Angst.“

„Ich wollte, meine Hochzeit wäre vorüber,“ sagte Schaya beklommen und verließ das Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 43 vom 26.10.1906, S. 731f

(Fortsetzung.)

X. Kapitel.

Am folgenden Morgen begab sich Asriel in die Louvalk-Synagoge, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Er hatte nicht das Herz, seinen gewöhnlichen Andachtsplatz zu besuchen. Hier hoffte er, in Erfahrung zu bringen, wie Schaya den Tag zuvor verbracht hatte.

Zu seiner Bestürzung erfuhr er, daß der Bräutigam seiner Tochter hier seit Wochen nicht gesehen worden war.

Asriel hielt mit sich selber Rat und nahm sich vor, den jungen Mann zu befragen.

Er zweifelte jetzt nicht mehr, daß Reb Tzalels Behauptungen wahr seien. Aber er kränkte sich nicht mehr. Es war nicht mehr Schaya; es war nicht mehr der Bräutigam seiner Tochter; es war nicht der Ilui, den er importiert hatte – es war ein Appicores.

„Wie konnte ich, Asriel Stroon, so einen Streich spielen?!“ Und er lechzte mit haßerfüllter und detektivartiger Leidenschaft danach, Schaya bei einer ernsten Uebertretung des Mosaischen Gesetzes zu erwischen.

Asriel besuchte alle Synagogen, wo der junge Mann hätte den Talmud studieren sollen, erfüllt von dem Rachegefühl, wie er ihn wegen seiner Pflichtversäumnis zur Rede stellen werde. Aber so oft seine glühenden Erwartungen sich erfüllten, empfand er statt Triumph das übermächtige Gefühl der Niederlage.

„Du bist betrogen, Asrielke – weh Deinem dummen Einfall, weh!“ quälte er sich selbst in seinen Anfällen von Wut. „Aber die Cholera soll ihn ergreifen. Ich werde ihm schon zeigen, wie man Asriel Stroon betrügt.“

Er kam bald dahinter, daß Schaya mit seinem früheren englischen Lehrer oft zusammen kam. Asriel konnte den nächsten Sabbath nicht erwarten, wie er die Beiden Zigaretten rauchend oder schreibend erwischen werde. Aber es kam alles früher.

Am kommenden Tag verfolgte Asriel den jungen Mann bis in die Clintonstreet, wo dieser sich in das Haus begab, in dem sein Freund zwei Dachstübchen bewohnte. Asriel stellte sich *vis-à-vis* auf und starrte zu den Fenstern hinauf, ohne jedoch etwas zu sehen. Bald war er des Wartens müde und ging nun nach Hause zurück, wo er sich in ohnmächtiger Wut des verletzten Stolzes auf sein Bett warf.

Doch am folgenden Morgen kehrte er auf seinen Beobachtungsposten zurück. Die Fenster schienen ihn anzublicken, wie die Augen der Bösen.

Kaum war Asriel einige Minuten gestanden, als Schaya und sein Komplize die Straße hinaufgingen. Nun verfolgte er die Beiden durch die Hauptstraßen, durch die Bowery zum Lafayetteplatz, wo Beide in der massiven Tür eines imponierenden Gebäudes, das weder ein Wohn- noch ein Geschäftshaus war, verschwanden.

„Ist das eine Kirche?“ frug Asriel einen Passanten.

„Nein, das ist eine Bibliothek, die Astor-Bibliothek,“ gab der Fremde Bescheid.

„Ach, da sind die Bücher der Gojim,“ sagte sich Asriel halb triumphierend, halb enttäuscht. Das ungewöhnliche der ganzen Situation verstärkte Asriels Gefühl, daß hier Böses vorgehe, und er nahm rasch einen Platz ein, wo er gut beobachten konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Er wartete, bis die jungen Leute herauskommen würden. Was er gewinnen werde, wenn er sie ins jüdische Viertel zurück verfolgen werde, das wußte Asriel nicht, aber er wartete, denn „der Böse“ ließ ihn nicht von der Stelle weichen.

Eine Stunde verging. Asriel war hungrig geworden, doch er harrte auf seinem Posten aus. Er hatte keinen Lunch genommen und konnte kaum mehr stehen.

Viele Minuten verstrichen und noch immer wartete Asriel. Endlich kamen sie. „Hier sind sie, diese konvertierten Juden! Und wie lustig sie sind. Das Böse schaut ihnen aus den Augen heraus. Diesen Bettlerlehrer möchte ich einsperren lassen!“

Er folgte ihnen über viele Straßen, bis sie, o Entsetzen – bis sie in eine christliche Restauration eintraten!!

Ein Krampf packte Asriel. Er hatte das Gefühl, als ob die Verkörperung vieljähriger Arbeit, das Objekt seiner größten Sorgfalt und Mühe zusammenstürzt, als ob ein Tempel im Augenblicke seiner Einweihung in Flammen aufgehen würde. Der Wunderknabe, sein Wunderknabe, sein Kadisch, sein Ruhm auf dieser und der zukünftigen Welt war plötzlich von der Sünde ergriffen worden.

Er wollte ihnen nachstürmen und konnte nicht. Dann wartete er, bis das trefe Essen ihnen serviert wurde. Im selben Augenblicke trat er kühl und gesammelt, wie jeder andere Gast, in den Speisesaal ein.

Die beiden jungen Leute hatten jeder ein Kalbsschnitzel vor sich stehen. Der Hochschüler speiste mit dem Appetit eines nonchalanten Stammgastes, während der arme Schaya wirklich darnach aussah, wie einer, der zum ersten Male im Leben unkoscheres Essen genießt. Der Geruch allein verursachte ihm Schwindel und das Schnitzel ekelte ihn an, denn er war an besseres Fleisch gewöhnt und das Bewußtsein, trefe zu essen, reizte ihn zum Erbrechen.

Asriel setzte sich an denselben Tisch.

„Guten Tag, Schaya,“ sagte er.

Die beiden jungen Leute blieben wie versteinert sitzen.

„Wie schmeckt das Schweinefleisch?“ frug Asriel.

„Es ist kein Schweinefleisch, es ist ein Kalbsschnitzel,“ sagte der Lehrer, als er sich ein wenig gefaßt hatte.

„Zu Ihnen spreche ich nicht,“ zischte Asriel. In seinen Herzen war er tot. Doch der Kellner kam auf ihn zu und frug, was er zu speisen wünsche.

„Nichts,“ erwiderte Asriel und erhob sich von seinem Sitz, um rasch das Lokal zu verlassen, als ob er das Aergste gesehen hätte, was er hätte sehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgabe 44 vom 02.11.1906, S. 748ff

(Fortsetzung.)

XI. Kapitel.

Asriel war nach Hause geeilt und traf seine Tochter beim Klavierspielen.

„Höre auf oder ich zerhaue dieses Klavier in Stücke“, schrie er; es kam ihm vor, als ob das Instrument mitverschworen wäre gegen ihn.

„Warum, was ist geschehen?“, frug sie erschrocken.

„Was geschehen ist? Foppe Du jemanden andern, aber mich nicht, ich habe noch meinen Verstand. Alles ist zu Ende, Flora!“

„Was meinst Du?“, frug sie.

„Ich meine, daß wenn Schayke noch einmal dieses Haus betreten sollte, ich ihn umbringen werde. Ihr dachtet, euer Vater sei ein Narr. Aber ich wußte alles, ich wollte nur alle Einzelheiten erfahren. Ich habe ihn eben in einer christlichen Restauration gesehen. Verflucht sei er mit seinem treife Gaumen.“

„Du darfst ihn nicht verfluchen!“, brauste sie auf und wurde hochrot im Gesicht.

„Und wer wird es mir verbieten, bitte!“

„Ich. Es ist meine Schuld, daß alles so kam. Du weißt, daß ich ihn zuerst nicht wollte.“

Die Antwort reizte ihn, doch er bezwang sich und erklärte mit geisterhaftem Ausdruck:

„Flora, Du wirst ihn nicht heiraten!“

„O ja, ich werde ihn heiraten, ich kann nicht leben ohne ihn“, gab sie mit fester Stimme zur Antwort.

Asriel verließ das Zimmer.

„Alles ist aus, Tamara! Mein Licht ist ausgelöscht“, sagte er in die Küche eintretend. „Für uns gibt es keinen Schaya mehr!“

„Finster ist mir! Hat ein Unfall ihn betroffen? Gnade und Erbarmen, was ist dem Kind zugestoßen?“

„Ja er ist tot und begraben für uns. Ja, ein abgefallener Jude sein, ist schlechter denn begraben sein. Alles ist vorbei, Tamara! Ich habe ihn in einem christlichen Restaurant treife essen gesehen. Amerika hat mich um meinen Stolz gebracht.“

„Weh ist mir“, flüsterte die Haushälterin und raufte sich ihre Haare. „Treife hat er gegessen!? Hat er hier nicht genug zu essen gehabt? Ich habe ihm doch das Beste vorgesetzt. Ein König wäre zufrieden gewesen mit dieser Kost, die er bei Dir hatte.“

„Es scheint, daß ihm treife besser geschmeckt hat“, gab Asriel bitter zurück. „Ein Unglück ist über mein sündiges Haupt gekommen! Wir haben das Kind verdorben, wir haben es mit unseren bewundernden Blicken auf schlechte Gedanken gebracht“.

Während Asriel der Haushälterin den traurigen Sachverhalt auseinandersetzte, verließ Flora raschen Schrittes das Haus ihres Vaters.

Als Asriel sie vermißte, begab er sich in die Clintonstreet, um sie zu suchen. Hier hörte er von der Hausfrau, daß ihr Zimmerherr in Begleitung seines Freundes und einer jungen Dame das Haus verlassen hatte. In seiner Verzweiflung begab sich Asriel in die Astor-Bibliothek, dann ging er zu einer Freundin Floras, dann suchte er sie sogar in seinem Bowery Restaurant. Als er in sein Haus zurückkehrte, war Flora wieder in ihrem Zimmer.

„Wo warst Du?“, frug er finster. „Ich werde Dir gleich sagen, Papachen, wo ich war, aber rege Dich nicht auf!“

„Wo warst Du?“, frug er zum zweitenmal.

„Ich sage es Dir gleich, aber tadel Schaya nicht, denn ich bin die Schuldige. Er liebt Dich aufrichtig. Wir waren im Rathaus und ließen uns trauen. Schaya wollte es nicht, aber“

„Du bist verheiratet?“

„Ja, aber zürne mir nicht, geliebter Vater. Ich werde alles tun, was Du wünschst. Wenn Du es durchaus nicht willst, daß er Doktor wird, so wollen wir auch darauf verzichten.“

„Ein Doktor“, sagte er wie geistesabwesend. „Das wolltest Du aus ihm machen und deshalb hast Du mich zum Besten gehabt! Du bist verheiratet, Flora, verheiratet?“, frug er, als ob er es nicht fassen könnte. „Und im Rathaus, ohne Chuppa, ohne Religion wie die Andern? Flora, was hast Du getan?“, stöhnte er in namenlosem Schmerz auf und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Papa, Papa weine nicht“, rief sie und umarmte und küßte ihn. „Du weißt, ich wollte ihn zuerst nicht.“

Es dämmerte ihm auf, daß kein ernstliches Unrecht geschehen sei, daß alles noch gut zu machen sei, daß die jüdische Hochzeitszeremonie noch stattfinden könne, und er beruhigte sich ein wenig.

„Ich weiß, es ist vorbei“, sagte er endlich, „und ich will keine andere Sünde mehr auf mein Haupt laden. Ich will nicht, daß Du sein Weib sein sollst ohne Chuppa und ohne Segen. Gleich morgen soll die jüdische Hochzeitsfeier stattfinden, Du hast mich zum Besten gehalten, aber ich verzeihe Dir. Es scheint, daß Gott für Asrielkes alte Tage keine Freuden hat, auch keinen Kaddisch für seine Seele, wenn die Würmer sich an seine Knochen machen werden“.

„O Vater, sage das nicht, es zerreißt mir das Herz. Du weißt, Schaya ist Dir ein ergebener Sohn.“

„Ein Appikores mein Sohn! Ein Appikores mein Kaddisch! Nein, nein!“, sagte er nachdenklich.

Als er das aussprach, fühlte er, daß auch Flora nunmehr eine Fremde für ihn sei.

Er ging müde und gleichgiltig in sein Zimmer zurück.

„Ich habe alles verloren“, sagte er zu Tamara. „Ich habe keine Tochter mehr, ich bin allein in der Welt!“

Kaum hatte er Floras Zimmer verlassen, als sie rasch wieder davoneilte, um ihren Bräutigam die frohe Mitteilung zu machen, daß ihr Vater ihr verziehen habe.

Die Haushälterin nähte eine seidene Decke für die Rolle ihrer Synagoge, als Asriel in die Küche kam. Er stand angelehnt an den Speisekasten, gegenüber hing die Palästina-Sammelbüchse. Er sprach leise und resigniert davon, daß Flora sich bereits verheiratet habe und daß die jüdische Zeremonie so schnell als möglich stattfinden sollte. Eine glänzende Feier war jetzt außer Frage. Das Fest sollte das Gespräch der Synagogen bilden. Doch das, was früher sein Lieblingstraum war, mutete ihn nun wie eine Totenfeier an. Tamara bat ihn, guter Dinge zu sein und zitierte Rabbi Nochum, der auch im Angesicht des schwersten Schicksalsschlages die Worte gebrauchte: „Auch das ist zu meinem Besten.“ Aber Asriel wollte keinen Trost anhören.

„Ja, Tamara, alles ist vorüber,“ sagte er wie verloren. „Alles war ein Traum. Ein Knabe hat ein Spiel mit mir getrieben.“

Die fromme Frau war tief bewegt.

„Es ist eine Sünde, sich Geschehnisse so zu Herzen zu nehmen! Du mußt auch auf Deine Gesundheit Rücksicht nehmen. Ertrage Dein Leid wie ein wahrer Jude, Reb Israel. Vertraue dem Allmächtigen und Du wirst noch Freuden erleben, wenn es Gott gefallen wird.“

Asriel hatte nur ein Stöhnen auf ihre tröstenden Worte. Sein Auge fiel auf die Sammelbüchse für arme Pilger.

„Weißt Du, Tamara,“ sagte er plötzlich, „wir werden in das Land Israel auswandern. Sie haben mir alles genommen, was ich hier erhofft habe. Nun, ich kann die Welt nicht ändern. Sie sollen leben, wie es ihnen gefällt, sie werden sich selbst vor dem Allmächtigen zu verantworten haben. Ich werde die Hälfte meiner Besitzungen Flora überlassen, die andere Hälfte werde ich verkaufen. Du bist eine rechtschaffene Frau, Tamara. Warum sollten wir uns nicht heiraten und unsere alten Tage dem Dienste Gottes im heiligen Lande widmen?“

Tamara nähte weiter, ohne aufzublicken. Man sah nur die Perücke, die ihren Kopf bedeckte, und das flammende Rot ihrer Wangen.

„Wir werden ein angenehmes Leben führen und genug Geld für Wohltaten haben,“ fuhr er fort. „Ich weiß, daß ich ein *Am haarez* bin! Sag ich denn, daß ich es nicht bin! Aber ist denn ein *Am haarez* kein Mensch, kann er denn nicht auch wie ein rechtschaffener Jude sterben?“ bat er in flehendem Tone.“

Die Perücke neigte sich noch tiefer herab und die Seidenstickerei knisterte stärker.

„Du weißt Tamara, daß ich auf der Zunge habe, was mir am Herzen liegt. Ich sage, was ich denke, und wir brauchen keinen Heiratsvermittler. Amerika ist mir jetzt treife. Hier will ich nicht mehr leben. Die Welt ist hier finster und leer für mich. Ich bin jetzt wie ein kleines Kind, Tamara. Komm, habe Mitleid mit mir! Ich will Flora nach den Gesetzen Moses und Israels verheiratet sehen und dann wollen wir Beide unter die Chuppa gehen, ehe wir unsere Reise antreten. Ich muß fort von hier. Nun, was sagst Du dazu?“

Keine Antwort erfolgte.

„Nun, Tamara!“

„Wenn es Gottes Willen ist, dann wird es so sein,“ gab sie resigniert zurück, ohne den Kopf von ihrer Arbeit zu heben.

XII. Kapitel. (Schluß,)

Flora war voll Ungeduld zu Schaya geeilt, um ihm mitzuteilen, daß ihr Vater einverstanden sei. Sie hatte ihn nicht gesehen, seitdem er ihr legaler Ehemann geworden war, und diese drei, vier Stunden däuchten ihr eine Ewigkeit.

Als die deutsche Zimmerfrau in der Clintonstreet ihr sagte, daß weder ihr Mieter noch dessen Freund zuhause seien, war ihr das Herz schwer geworden.

„Sagen Sie ihm, wenn er zurückkommt, daß er auf mich warten soll!“ instruierte sie die Wirtin.

Um acht Uhr trafen sie sich endlich.

„Nun?“ frug Schaya voll banger Sorge.

„Nun,“ neckte sie, „Warum hast Du nicht auf mich gewartet? Konntest Du nicht erraten, daß ich kommen werde?“

„Wie sollte ich?! Doch, sag mir rasch, was hat der Vater gesagt, quäle mich nicht länger!“

„Er sagt, daß er Dich nicht braucht,“ sagte sie, aber ihre Blicke sprachen anders, ermutigender und sie fielen einander in die Arme und empfanden ein Glück wie nie zuvor.

„Ein Leben mit Dir, Geliebte,“ murmelte er glücklich. „Warte, Du sollst sehen, wie schön unser Leben sein wird. Du kennst mich noch nicht.“

„Doch wir müssen nach Hause, wir müssen versuchen, die volle Vergebung unseres Vaters zu erlangen,“ drängte Flora.

„Weißt Du, Florale, komm nur für eine Minute hinauf. Eine Menge netter, junger Leute sind bei meinem Freund versammelt, wir lesen alle zusammen das schönste Buch, das es gibt. Es sind meist gebürtige Amerikaner – Christen – da. Komm Florale.“

Er zog sie die Treppe hinauf. „Fürchte Dich nicht, die Hausfrau weiß alles,“ flüsterte er. „Du wirst sehen, wie nett meine Freunde sind. Es sind gebildete Leute und sie haben auch die Juden gern. Ein Jude gilt ihnen gradeso viel wie ein Mitglied ihres eigenen Stammes – ja sogar noch mehr.“

Flora fühlte sich bedrückt, Sie hatte momentan für nichts Interesse als für ihr Glück, doch ehe sie sich versah, war sie in dem überfüllten Zimmer oben.

Es waren zehn oder zwölf junge Männer in dem Dachstübchen, einige saßen auf Sesseln, zwei auf dem Koffer ihres Wirtes, drei auf dem Bett, die anderen standen längs der Wand und beim Fenster. Sie waren um einen Tisch gruppiert, der mit Büchern, Papieren und Zigarettenstümpfchen belegt war. Eine Blech-Teekanne brodelte auf der flachen Platte eines kleinen Ofens und einige aus der Gesellschaft schlürftten russischen Tee aus Wassergläsern, in denen kleine Stücke Zitronenscheiben herumschwammen. Die jungen Leute hatten alle intelligente Gesichter; sie waren bei Tag Arbeiter, bei Nacht Philosophen. Einer war ein schwedischer Schneider und hatte das Gesicht eines Priesters, ein anderer war ein Züricher Dr. phil. – ein junger Hindu war auch da, der eine elende Existenz fristete durch den Verlauf seiner erstklassigen schriftstellerischen Arbeiten an zweitklassige Wochenschriften. Dann waren mehrere russische Juden da, alle leidenschaftliche Wortkämpfer, die meisten mit Universitäts- und Gymnasialdiplomen. Diese Gesellschaft traf jeden

Donnerstag zusammen, um irgend ein Thema zu besprechen. Diemal disputieren sie unter der Leitung eines schottischen Studenten über Auguste Comte.

Der junge Dr. phil. trat in einer Anwandlung von Ritterlichkeit der jungen Dame seinen Stuhl ab, fuhr aber, ohne sich durch ihren Eintritt weiter stören zu lassen, fort, zu lesen.

Seine Zuhörer lauschten voll Aufmerksamkeit, einige unterbrachen ihn, um ihn über dies oder jenes zu fragen. Schayas Blicke flogen zwischen Flora und dem jungen Schotten hin und her. „Hast Du je eine so schöne, vornehme Dame gesehen?“ schien er zu fragen. „Sie ist meine Braut, mein ist sie.“ Schau diese bedeutenden Männer an, Flora, das sind Bekannte von mir.“ Doch bald beteiligte er sich auch an der Lektüre und vergaß an Floras Anwesenheit.

Das junge Weib blickte erstaunt um sich. Der Schotte und sein Vortrag flößten ihr Achtung ein, aber die übrige Gesellschaft und das ganze Milieu schienen ihr sonderbar. Sie hatte immer davon geträumt, daß sie durch ihre Verheiratung mit einem Doktor mit eleganten und gebildeten Leuten verkehren würde. Doch jeder Hausierer war besser gekleidet wie diese Männer hier, die sie an die grotesken und unheimlichen Gestalten aus Dickens Novellen erinnerten und ihr gar nicht so erschienen, wie sie sich feine, wohlherzogene junge Männer gedacht hatte. Mit jedem Augenblicke wurde ihr der Aufenthalt hier lästiger. Uebermannt von der drückenden Schwüle in dem kleinen Zimmerchen, hatte sie das Gefühl, geraubt, entführt und in eine Höhle voll schrecklicher Kreaturen gebracht worden zu sein. Am liebsten hätte sie um Hilfe geschrien. Auch wunderte sie sich, daß ihr Schaya etwas Gemeinsames haben konnte mit diesen zerlumpten Gestalten.

„Schaya,“ flüsterte sie und zog ihn am Aermel

„Nur noch einen Augenblick,“ bat er sie.

„Ach, es interessiert mich so sehr.“

Eine Diskussion entwickelte sich. Die Russen waren sehr heftig. Einer von ihnen berührte sie höchst unsympathisch. Sie wußte selbst nicht weißhalb. War es sein Organ oder die rote Stickerei an seinem kurzen russischen Vorhemd? Alles an ihm verletzte sie.

Das Zimmer war raucherfüllt, die Leute sprachen gebrochen englisch.

Schaya war voller Erregung. Er hätte hundert Fragen an den Vortragenden stellen mögen, traute sich aber nicht, sie auszusprechen. So saß er da und gestikuliert unaufhörlich mit seinen Händen, war verzweifelt über die absurden Bemerkungen eines Anderen, dann wieder nickte er zustimmend und tanzte schließlich in ohnmächtiger Kampfesmut nervös im Zimmer herum.

„Schaya, es wird spät und Papa –“

„Nur noch eine Minute, Florale, mein Leben,“ flehte er aufgeregt, indem er dem Schotten das Buch aus der Hand riß und fieberhaft darin herumblätterte, um die eine Stelle zu finden, die seiner Ansicht nach falsch interpretiert worden war.

Flora wollte protestieren gegen sein Hierbleiben und ihm drohen, allein fortzugehen, aber sie konnte kein Wort herausbringen, hatte nicht die Kraft, sich zu erheben. Ein Gefühl von Verzweiflung und Eifersucht würgte sie – sie war eifersüchtig auf das Buch des Schottländers, auf den jungen Russen mit dem gestickten Hemd, auf die leeren Teegläser mit den Zitronenscheiben am Grunde, auf diese ganze aufgeregte Gesellschaft und insbesondere auf Schayas Zukunft, aus der sie ausgestoßen schien.